DARWINISMUS UND SITTLICHKEIT

Georg Graue




VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Darwinismus

und

Sittlichkeit.

Von

Dr. G. Graue.

Berlin SW. 1879.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Unter dem Namen „Darwinismus" pflegt heute so Verschiedenes zusammengefaßt zu werden, daß dieser Name, trotzdem er erst aus neuerer Zeit stammt, schon einer alten abgegriffenen Münze gleichet, deren Gepräge zum großen Theil verwischt und unkenntlich geworden ist.

Suchen wir also zunächst das ursprüngliche Gepräge der gangbaren Münze, die unter diesem Namen durch die Welt unserer Tage geht, deutlich zu erkennen und festzustellen. Halten wir von vorn herein die Sprachverwirrung fern, welche die verschiedenen hierher gehörigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Theorien bezw. Weltanschauungen unter einander mengt. Unterscheiden wir daher: 1. die Descendenz- oder Abstammungslehre, 2. die von Ch. Darwin aufgestellte sogenannte Züchtungslehre, wonach die Natur im Kampfe um's Dasein sich die passendsten Exemplare auswählt und züchtet, 3. die unter Zugrundelegung dieser Darwinschen Züchtungslehre von E. Häckel aufgestellte und durchgeführte monistische Entwickelungslehre, nach welcher „alle Naturerscheinungen ohne Ausnahme, von der Bewegung der Himmelskörper und dem Falle des rollenden Steins bis zum Wachsen der Pflanze und zum Bewußtsein des Menschen" auf die Mechanik der Atome zurückzuführen sind. Nur wenn wir diese Unterscheidung festhalten, können wir das Verhältniß von Darwinismus und Sittlichkeit richtig auffassen und gerecht darstellen.

Ein zutreffendes Urtheil über dieses Verhältniß ist auch nur dann möglich, wenn wir das Wort „Sittlichkeit", das einer wechselnden Auslegung unterliegt und oft in der verschiedensten Beleuchtung erglänzt, in seiner eigentlichen Bedeutung sorgfältig und streng begrenzen. Und wir wollen schon hier, ehe wir auf die Feststellung des mit jenem Worte bezeichneten Begriffs näher eingehen, durch einige vorläufige kurze Bemerkungen, die unseres Erachtens richtige Auffassung jenes Begriffes andeuten. Einerseits nämlich darf man unter Sittlichkeit nicht die praktische Bethätigung gewisser von einer Religionsgemeinschaft fest formulirter Glaubensmeinungen oder die Befolgung der von einer solchen Gemeinschaft aufgestellten Lebensregeln, wie z. B. der Reinigungsvorschriften in der jüdischen und in der persischen Religion, verstehen, als ob ohne die Aneignung bestimmter Glaubensformeln, ohne den Gehorsam gegen kirchliche Sittengebote eine wahre Sittlichkeit unmöglich sei. Denn bekanntlich kann eine wissenschaftliche Theorie oder eine Weltanschauung gegen altehrwürdige Glaubenssätze und Vorschriften einer Religionsgemeinschaft verstoßen, ohne mit der Sittlichkeit irgendwie anders als freundlich sich zu berühren. Andererseits aber müssen wir, um die Darwin'schen Theorien nach dieser Seite hin richtig abzuschätzen, von Anfang an jene alte Verwechselung der Sittlichkeit mit der äußeren Gesetzlichkeit, mit der Legalität der menschlichen Worte und Handlungen, zurückweisen[1]), welche aus der etymologischen Ableitung des Wortes „Sittlichkeit" von „Sitte" folgert, daß jenes nichts Anderes bedeute, als die Befolgung der in einem Volke bestehenden Sitten und der auf Grund derselben vom Staate gegebenen Gesetze. Es kann Jemand völlig legal reden und handeln, ohne Etwas von demjenigen zu besitzen, was wir im strengen Sinne des Wortes Sittlichkeit nennen. Denn das ist jene dem Idealen zugewendete Willens- und Lebensrichtung, in welcher der Menschengeist je länger je mehr aus dem Dienste der Naturnothwendigkeit zur Freiheit und Selbständigkeit sich erhebt. Und wie sich die

verschiedenen unter dem Namen des Darwinismus zusammengefaßten Lehren, die Descendenzlehre, die Züchtungslehre und der Häckel'sche Monismus zu der in diesem Sinne verstandenen Sittlichkeit verhalten, wollen wir in Folgendem untersuchen.

Die Frage, wie sich jene naturwissenschaftlichen bezw. philosophischen Theorien zur Religion stellen, werde ich hier nur gelegentlich zu berühren, nicht aber auf dieselbe in einem besonderen Abschnitte einzugehen brauchen, trotzdem es für mich unzweifelhaft ist, daß der Mensch nur durch Religion zur sittlichen Vollendung gelangt. Denn ich werde ja ohnehin genöthigt sein, zu untersuchen, ob etwa die mechanische Weltanschauung des Häckel'schen Darwinismus, durch welche nicht nur die Religion, sondern, wie ich zu zeigen haben werde, auch die Sittlichkeit ihrer unentbehrlichen Grundlagen beraubt wird, ihren Anspruch auf exakte Wissenschaftlichkeit und ausschließliche Berechtigung zu begründen vermag. Und wenn sich dabei herausstellen wird, daß diejenige Weltanschauung, nach welcher die ganze Welt, planvoll angelegt und von zweckmäßig — (oder, wie K. v. Bär es lieber ausdrückt, „zielstrebig") — wirkenden Kräften und Gesetzen erfüllt und getragen, einen geisterfüllten Lebensgrund hat, der zugleich das Ziel ihrer ganzen Entwickelung ist, — daß die teleologische Weltanschauung nach wie vor, trotz alles Geschreies, womit ihre Gegner die Welt erfüllen, ihr altes gutes Recht sicher behauptet, so ist damit auch für die religiöse Weltanschauung eine feste Grundlage gewonnen, auf welcher fußend die Religion, wie sie schon vor Jahrtausenden dem sittlichen Bewußtsein der Völker zur Klärung und Veredlung geholfen hat, so noch heute jedem aufrichtigen sittlichen Streben ihre hülfreiche Hand bietet.

I. Prüfen wir nun zuerst die Descendenz- oder Abstammungslehre und ihr Verhältniß zur Sittlichkeit. Bekanntlich lehrt diese Theorie, daß alle verschiedenenen Arten von Pflanzen und Thieren, alle in zahllosen Variationen erscheinenden Organismen von einander abstammen und zwar so, daß die höheren Arten

aus den niederen und die niederen aus den niedrigsten und einfachsten, aus diesen also, durch die Vermittlung der niederen und höheren Arten, auch die höchsten uns bekannten Organismen, die menschlichen, hervorgegangen sind. Während man sonst und noch in neuerer Zeit unter dem Einfluß der großen Naturforscher Linné und Cuvier an der Unveränderlichkeit der Arten festhielt und mit Linné sagte: „es giebt so viele Arten, als ursprünglich verschiedene Formen erschaffen worden sind", hat sich jetzt die bei ihrem ersten Hervortreten zu Anfang dieses Jahrhunderts auf fast allgemeinen Widerspruch stoßende Abstammungslehre Lamarck's mehr und mehr in den Geistern eingebürgert, nachdem dieselbe schon vorher von Kant in manchen Stellen seiner philosophischen Schriften mehr oder minder bestimmt ausgesprochen war. Dabei darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß nicht in gleicher Weise auch solche Ansichten Lamarck's sich eingebürgert haben, wonach „die Ideen und Thätigkeiten des Verstandes" nichts Anderes als „Bewegungserscheinungen des Centralnervensystems" und die einfachsten Thiere und Pflanzen, die am tiefsten stehenden Organismen, durch Urzeugung d. h. durch elternlose Entstehung aus formlosen Stoffen auf rein mechanische Weise in's Leben getreten sein und noch in's Leben treten sollen. Diese letzten Ansichten werde ich bei der Darstellung des Häckel'schen Darwinismus oder Monismus, dem ja noch heute sehr viele und darunter die bedeutendsten Naturforscher und Philosophen entschiedenen Widerspruch entgegenstellen, zu besprechen haben, während es sich jetzt für uns nur um die Descendenz- oder Abstammungslehre im Allgemeinen handelt und dabei ganz dahingestellt bleibt, ob die Abstammung der Arten von einander durch eine allmälige, in ganz kleinen Unterschieden und Variationen nach und nach sich vollziehende Entwickelung geschehen sei, wie Lamarck und nach ihm Darwin und Häckel behaupten, oder ob sie, wie andere Naturforscher, z. B. Kölliker, Baumgärtner, Heer, Mivart, sagen, sprungweise und durch Entstehung neuer Arten aus den Eizellen der vorhergehenden Arten, also durch heterogene Zeugung

stattgefunden, oder, wie der Botaniker Hofmeister meint, durch monströse Abänderungen sich vollzogen habe, d. h. dadurch, daß Monstrositäten einzelner Individuen sich vererbt und die Grundlage zur Bildung neuer Arten gebildet haben, oder ob, wie mir am wahrscheinlichsten zu sein scheint, auf allen drei Wegen die Arten eine aus der andern hervorgegangen sind. Jetzt fragen wir nur nach der Wahrheit des dieser Lehre zu Grunde liegenden philosophischen Gedankens und lassen die naturwissenschaftliche Ausführung und Begründung desselben vorläufig bei Seite.

Mit Recht nenne ich den Grundgedanken der Descendenzlehre einen philosophischen. Ich thue das nicht blos deshalb, weil schon der große Philosoph Aristoteles diesem Gedanken sehr nahe gekommen zu sein scheint, wenn er z. B. behauptet, daß Aale aus dem Schlamme, Motten aus der Wolle, Milben aus feuchtem Holze entstehen, und weil der größte Philosoph der Neuzeit, Kant, schon i. J. 1775 schrieb: „Die Vorsorge der Natur . . . . . bringt bei der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächse, dem Scheine nach neue Arten hervor, welche nichts Anderes als Abartungen und Racen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben.“ [2]) Vielmehr deshalb nenne ich den Grundgedanken der Descendenzlehre einen philosophischen, weil derselbe sich dem philosophischen Nachdenken über die Entstehung der Organismen als der einfachste und naturgemäßeste empfiehlt. Denn sobald wir die Entstehung der verschiedenen Arten von Pflanzen und Thieren uns so vorstellen, als ob die Natur jedes Mal, nachdem sie eine Art geschaffen, ihr Werk gleichsam immer wieder von vorn angefangen und auch da, als sie schon höhere Organismen bereitet hatte, ohne diese zu benutzen, wieder auf die rohesten und niedrigsten Stoffe und Kräfte zurückgegriffen habe, um aus diesen plötzlich oder langsam die complicirtesten und höchsten Organismen zu erschaffen, müssen wir fortwährende Neuschöpfungen und stets

wiederholte äußere Eingriffe in den gesetzmäßigen Gang der Natur annehmen, und sehen uns schließlich in die Nothwendigkeit versetzt, einen Deus ex machina zu statuiren, d. h. nicht einen Gott, der der Welt innewohnte als die centrale Kraft, welche alle Stoffe und Kräfte im Innersten zusammenhält, und der als die unwandelbare, Alles beherrschende Gesetzmäßigkeit nach unverbrüchlichen Ordnungen alles Werden, alle Entstehung und Entwickelung des Lebens leitet und treibet und dem Ziele der Vollendung allmälig entgegenführt, sondern einen Gott, welcher, der Welt äußerlich gegenüberstehend wie ein menschlicher Baumeister seinem Bau, von Zeit zu Zeit durch außerordentliche Veranstaltungen an dem Weltgebäude zu ändern, zu bessern und nachzuhelfen hätte und schließlich nach vielen mißlungenen Versuchen und wieder zerschlagenen Schöpfungen diejenigen Organismen erschuf, welche wir heute den Erdboden füllen sehen. Und diese Vorstellung von der Entstehung der Arten würde noch wunderlicher werden, wenn wir mit dem bekannten Naturforscher Agassiz annehmen, daß, nachdem durch große und allgemeine Umwälzungen der Erdoberfläche jedes Mal sämmtliche Thier- und Pflanzenarten vernichtet worden, dieselben in veränderter Gestalt und zwar von jeder Art nicht etwa zunächst Ein Individuum oder Ein Paar, sondern eine größere Anzahl, ihre durchschnittliche Individuenzahl, plötzlich fix und fertig in die Welt hineingeschaffen worden seien. Wieviel vernunftgemäßer muß dem gegenüber der Gedanke der Descendenz erscheinen, wonach die Natur, oder wie die religiöse Betrachtung es ausdrückt, Gott in der Natur jede einmal gewonnene höhere Lebensstufe zum Ausgangspunkt einer noch höher stehenden Lebensentwickelung macht und so schließlich von den einfachsten und niedrigsten Daseinsformen bis zu dem complicirtesten und edelsten Organismus, den die irdische Welt aufweist, bis zum Menschen aufsteigt. Mag immerhin die naturwissenschaftliche Begründung dieses Gedankens, wie wir sehen werden, noch sehr lückenhaft sein, das philosophische Denken und, das darf ich mit Recht hinzusetzen,

auch die freisinnige theologische Forschung haben in ihren besten Vertretern die Descendenzlehre freudig begrüßt und sind einig in dem Wunsche, daß es der Naturforschung immer besser gelingen möge, die Wahrheit derselben aus der Erfahrung zu erweisen. Hat doch selbst ein Vermittelungstheologe, der über die Darwinischen Theorieen ein mit großem Fleiße gearbeitetes und in manchen Partieen werthvolles Buch veröffentlicht hat[3]), offen ausgesprochen, daß die Annahme der Abstammung der verschiedenen Arten von einander sich leichter mit einer religiösen und sittlichen Weltanschauung vereinigen läßt, als die Annahme der Entstehung jeder einzelnen Art der Organismen durch elternlose Zeugung.

Aber, so höre ich alsbald einwenden, wird denn nicht durch die Abstammungslehre der Unterschied zwischen Mensch und Thier verwischt, so daß eine klare, deutliche Grenzlinie zwischen Beiden nicht mehr zu ziehen ist? Und wenn das der Fall ist, werden dann nicht durch diese Lehre die Grundlagen der Sittlichkeit zerstört?

Hierauf ist zuerst das zu erwidern, daß bisher kein namhafter Naturforscher öffentlich und direkt zu behaupten gewagt hat, daß aus einer jetzt noch lebenden Thiergattung ein Mensch sich entwickelt habe oder sich entwickeln könne. Vielmehr sind die naturwissenschaftlichen Vertreter der Descendenzlehre mit den philosophischen und theologischen Vertretern derselben darin einig, daß die nächsten thierischen Vorfahren des Menschen längst untergegangen sind. Wenn dem aber so ist, dann ergiebt sich schon daraus, daß die Grenzlinie zwischen Thier und Mensch nicht eine so fließende ist, wie es bei oberflächlicher Betrachtung der Descendenzlehre scheinen könnte. Weiter ist daran zu erinnern, daß jeder einzelne Mensch, ehe er an das Licht der Welt geboren wird, im embryonalen Zustande eine Entwickelung aus niedrigen Lebensformen durchmacht, die durchaus nicht geeignet ist, eine feste Grenze seines eigentlichen Menschwerdens anzugeben; und selbst wenn das Menschenkind geboren ist, vergeht noch eine längere Zeit, ehe es dasjenige, wodurch

es vollends zum Menschen wird, erlangt. Wenn nun trotz dieser Thatsache, die längst vor dem Auftreten der Descendenzlehre unzweifelhaft feststand, der Mensch das Bewußtsein seiner sittlichen Würde erlangt und bewahrt hat, warum sollte ihm dies Bewußtsein verloren gehen müssen, wenn er sich jetzt überzeugt, daß das ganze Menschengeschlecht aus einer Entwickelungsreihe hervorgegangen ist, welche von den rohesten Lebensformen an durch das Thierreich hindurchführte? Ja, wie verschwimmend auch der Uebergang vom Thier zum Menschen jemals gedacht werden könnte, das ist doch sicher und gewiß, daß unter all den Individuen, welche als Uebergangsformen zwischen Thier und Mensch zu betrachten sind, erst dasjenige den Namen eines Menschen wirklich verdiente, welches nicht bloß Empfindung und Bewußtsein, was bekanntlich auch die Thiere haben, sondern auch Selbstbewußtsein, d. h. das Vermögen besaß, sich selbst und seine Empfindungen, Vorstellungen und Begehrungen zum Gegenstande seines Nachdenkens, Fühlens und Wollens zu machen und dadurch sich über sich selbst so zu erheben, daß es von sich aus sich selber sittlich bestimmen konnte.

Darwin, den wir hier nicht als den Autor der Züchtungslehre, sondern nur als einen Hauptvertreter der Abstammungslehre zu Worte kommen lassen, zeigt sich allerdings sehr geneigt dazu, auch den höheren Thieren Selbstbewußtsein zuzusprechen, wenn er z. B. die Frage stellt, ob wir sicher sein können, daß ein alter Hund mit einem ausgezeichneten Gedächtniß und etwas Einbildungskraft, wie sie sich durch seine Träume zeige, niemals über die Freuden Betrachtungen anstelle, welche er früher auf der Jagd gehabt. Aber selbst wenn das der Fall wäre, selbst wenn dieser Darwin'sche alte Hund, dessen Existenz doch bis jetzt eine höchst problematische ist, wirklich vorhanden wäre und nicht bloß an früher genossene Jagdfreuden sich erinnerte, sondern auch dieselben zum Gegenstande seines Nachdenkens und Empfindens machte, so hätte er damit noch immer nicht Selbstbewußtsein im

strengen Sinne des Worts an sich bethätigt. Denn dazu würde gehören, daß er auch sich selbst von seinen genossenen Jagdfreuden und von seiner Erinnerung daran klar zu unterscheiden und zugleich sich selbst einerseits, seine vergangenen Freuden und die Erinnerung daran andererseits zum Gegenstand seiner Betrachtungen zu machen im Stande wäre. Wenn Darwin weiterhin das Büchner'sche Wort acceptirt: „wie wenig kann das abgearbeitete Weib eines verkommenen australischen Wilden, welches kaum irgend welche abstrakte Worte gebraucht und nicht über vier zählen kann, wie wenig kann ein solches Weib ihr Selbstbewußtsein bethätigen oder über die Natur ihres Daseins reflektiren!", wenn Darwin dieses Wort acceptirt, um jenem armen australischen Weibe seinen problematischen alten Hund gegenüberzustellen und daraus wahrscheinlich zu machen, daß die Grenzlinie zwischen Mensch und Thier noch heute eine verschwimmende, fließende sei, so erwidere ich einmal, daß z. B. auch bei rohen Negerstämmen, welche keine andere Wohnung haben, als ein durch Herabbiegen und Zusammenknüpfen von Baumzweigen hergestelltes Blätterdach, sich Sprüchwörter finden, die von einem reichen inneren Leben zeugen und sie hoch über die Thiere erheben, wie: „auf dem Grunde der Geduld ist der Himmel; Hoffnung ist die Säule der Welt; gewöhnliche Menschen sind gemein wie das Gras, gute sind theurer als ein Auge." Sodann erinnere ich daran, daß ein Vergleich zwischen einem menschlichen und einem thierischen Individuum nur dann richtige Folgerungen und Anwendungen für den zwischen Mensch und Thier überhaupt bestehenden Unterschied zuläßt, wenn man nicht ein möglichst wenig beanlagtes und möglichst wenig ausgebildetes menschliches Individuum einem der bestbeanlagten und bestausgebildeten thierischen Individuen gegenüberstellt, sondern den Durchschnitt der Thiergattung mit dem Durchschnitt der menschlichen Gattung, oder eins der höchstausgebildeten Thiere mit einem durchgebildeten Culturmenschen vergleicht. Des australischen Naturmenschen verkommenes Weib,

obwohl es potentiell, der Anlage nach hoch über dem bestdressirten Jagdhunde steht, erscheint bei dem Vergleich mit diesem gegen ihn in mancher Beziehung weit zurückgeblieben; und warum? darum weil die ohnehin nicht großen menschlichen Anlagen, die jenes Weib besitzt, fast ganz unausgebildet geblieben sind und deshalb ihrem größten und besten Theile nach gar nicht in die Erscheinung treten, während bei jenem Hunde alle vorzüglichen thierischen Anlagen durch Dressur zu großer Höhe der Ausbildung gebracht und durch den täglichen Verkehr mit seinem Herrn und anderen Menschen begünstigt und gesteigert worden sind, ganz abgesehen davon, daß z. B. ein Hund, der es so weit gebracht hat, bis 40 und mehr zu zählen, das nicht, wie die wilden Naturmenschen, aus sich selbst heraus, sondern durch äußerliche Abrichtung gewonnen hat. Wenn man die Blüthen zwei verschiedener Pflanzenarten miteinander richtig vergleichen will, so darf man doch nicht von der einen Art eine noch fast knospenartige, kaum halb entfaltete oder eine verkümmerte, von der andern Art aber eine vollentwickelte gesunde Blüthe nebeneinander stellen; sondern man muß Knospe mit Knospe, halbentfaltete Blüthe mit einer solchen der andern Art, namentlich aber eine ganz und voll aufgeschlossene Blüthe der einen mit einer solchen der anderen Art vergleichen; denn erst in der normal und allseitig entwickelten Blüthe tritt klar zu Tage, was die Art, aus der sie entsprossen, zu leisten vermag. Wohlan! so stelle man auch einem gutbeanlagten wohldressirten und veredelten Hausthiere nicht ein australisches Negerweib, sondern einen normal begabten und ausgebildeten Menschen gegenüber; dann werden sofort gewisse Eigenschaften des Menschen zu Tage treten, welche ihn klar und bestimmt vom Thiere unterscheiden und welche auch schon in dem rohen Naturmenschen angelegt waren, aber nicht zur Entwickelung und darum nicht zur Erscheinurg gekommen sind. Was für Eigenschaften das sind? Ich hebe hier nur die frappantesten heraus und will unter diesen[4]) den Sinn des Menschen für das Unendliche und Ewige, die Liebe

zu Gott, die Religion nur nennen, um sofort die beiden Eigenschaften, welche uns hier, wo es sich um das Verhältniß der Descendenzlehre zur Sittlichkeit handelt, am nächsten berühren, kurz zu besprechen, nämlich des Menschen Liebe zur Wahrheit und seine Liebe zum Guten.

Der Mensch strebt nach der Wahrheit um der Wahrheit willen; er will wissen, um zu wissen; sein Trieb nach Erkenntniß, sein Drang nach Licht und Klarheit ist so stark, daß er, gleichviel ob die Erkenntniß der Wahrheit ihm Nutzen oder Schaden bringt, nach derselben trachtet, und selbst wenn er im Voraus sieht, daß die von ihm geahnte und gesuchte Erkenntniß, sobald er sie gefunden und Anderen mitgetheilt haben wird, ihm nur Spott und Hohn oder Haß und Verfolgung zuziehen werde, dennoch nicht eher ruhet, als bis er sie gefunden und an das Licht gebracht hat. Haben doch schon viele Menschen um der Wahrheit willen schweres Leid willig erduldet und selbst grausame Todesmartern nicht gescheut aus Liebe zur Wahrheit. Wo ist aber in der ganzen Thierwelt von dieser Eigenschaft Etwas zu finden? Das Thier strebt nie nach einer Erkenntniß der Wahrheit aus Freude an dieser Erkenntniß, trotzdem daß ihm ein gewisses Verstandesvermögen bekanntlich nicht abzusprechen ist; wenn es mit verständiger Ueberlegung, — und daß es dieselbe hat, davon legt es oft überraschende Proben ab —, nach richtiger Erkenntniß eines Gegenstandes oder eines Verhältnisses strebt, thut es das stets zu anderen Zwecken, welche es mittelst jener Erkenntniß zu erreichen bemüht ist, namentlich dazu, um sich gegen Gefahren zu schützen, um sich Nahrung zu verschaffen, vielleicht auch, wenn es ein Hausthier ist, um dadurch etwas zu Stande zu bringen, was ihm von seinem Herrn Belohnung einbringt; aber niemals ist eine Erkenntniß rein um ihrer selbst willen Zweck einer thierischen Thätigkeit. Wenn man uns dagegen einwendet, daß auch viele, ja die meisten Menschen ihren Verstand nur dazu gebrauchen, sich vermittelst desselben äußere Vortheile u. dergl. zu verschaffen, dagegen

niemals aus reiner Freude am Wissen nach dem Wissen streben, so ist erstlich dies „niemals“ zu bestreiten oder wenigstens stark zu beschränken; denn auch diejenigen Menschen, welche durch Berufsarbeit und Nahrungssorgen an jedem wissenschaftlichen Streben verhindert werden, haben doch in ihren Mußestunden solche Augenblicke, wo sie aus reinem Interesse an der Wahrheit sich dieser oder jener neu gewonnenen Einsicht, von der sie einen praktischen Nutzen gar nicht zu erwarten haben, herzlich freuen; und selbst wenn Manche unter dem Druck eines harten Arbeitsjoches und in stetem Kampfe mit Sorge und Noth mehr und mehr jedes höhere Interesse verlieren, in ihrer Kindheit haben doch Viele von ihnen, welche unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers standen, solche Zeiten gehabt, wo ein uneigennütziges Verlangen nach Erkenntniß, eine reine Freude an der Wahrheit in ihnen erwacht und lebendig war. Sodann aber ist zu sagen, daß auch da, wo in einem Menschen diese Freude und dieses Verlangen niemals erwachte, daraus noch keineswegs folgen würde, daß die Liebe zur Wahrheit nicht zu den wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur gehöre, sondern daß nur das daraus zu schließen wäre, daß in solchem Menschen eine wesentliche Anlage seiner Natur unentwickelt geblieben oder in ihren ersten Entwickelungsanfängen alsbald wieder unterdrückt worden sei. Wie innig diese menschliche Eigenschaft mit Demjenigen zusammenhängt, was wir vorhin als Selbstbewußtsein im strengen Sinne des Wortes bezeichnet haben, bedarf keiner weiteren Ausführung.[5])

Die andere Eigenschaft, die den Menschen vom Thiere klar und bestimmt unterscheidet und die uns hier am unmittelbarsten interessirt, das ist die Liebe zum Guten, in welcher der Mensch nach demselben strebt und dasselbe vollbringt aus keinem anderen Grunde, als weil es das Gute ist, das er lieb hat, daran er Lust und Freude hat. Jeder rechte Mensch, der zum Bewußtsein seiner sittlichen Bestimmung, seiner sittlichen Würde gekommen ist, wird, wenn er vor der Wahl steht, entweder seine Pflicht zu thun und

dadurch äußeren Schaden zu leiden, oder seine Pflicht zu versäumen und dann unbenachtheiligt zu bleiben, sich keinen Augenblick bedenken, sondern einfach seine Pflicht thun und dann die äußeren Folgen ruhig auf sich nehmen. Das Bewußtsein, dem Ideal des Guten, das seiner Seele vorschwebt, getreulich nachgestrebt und auf des Lebens vielverschlungenen Wegen stets seine Schuldigkeit gethan zu haben, ist für den Menschen, trotzdem dies Bewußtsein kaum jemals ganz ungetrübt, sondern durchweg mit der wehmüthigen Empfindung der dem Menschen noch anhaftenden Schwachheit vermischt in ihm lebendig wird, so erhebend und beseligend, daß er um desselben willen auch ein schweres Ungemach freudig erträgt; und andererseits wird, sobald er eine sittlich verwerfliche Handlung begangen, die Stimme eines inneren Richters in ihm laut, die Stimme des Gewissens, die auch mit den spitzfindigsten Verstandesgründen nicht abzuweisen ist, und die ihn, selbst wenn er sonst Alles besitzt, was das Leben bereichert und verschönt, nicht zu ruhigem Genuß seiner Glücksgüter kommen läßt, weil er von ihr sich stets auf's Neue angeklagt hört und verurtheilt fühlt, und weil er das Böse, das er gethan hat, trotzdem es ihm vielleicht einen reichen äußeren Gewinn gebracht, dennoch hassen und verabscheuen muß, deßhalb weil es das Böse ist.

Freilich, es würde nicht bloß die Grenzlinie zwischen Thier und Mensch, sondern auch die zwischen Gutem und Bösem hier nicht mehr zu ziehen sein, wenn es sich so verhielte, wie P. Rée und Fr. Nietzsche[6]) behaupten, daß der Mensch ursprünglich das Gute nur um des Nutzens willen gelobt habe, den es für die menschliche Gesellschaft hat, der er angehört, und daß, wenn wir jetzt das Gute an und für sich lieben und loben, das Schlechte an und für sich verwerfen und tadeln, wir das nur thun, weil wir von Jugend auf daran gewöhnt seien. P. Rée meint, die Menschen hätten bald erkannt, nicht nur, daß ein Jeder seine Leidenschaften bändigen müsse, wenn nicht ein Krieg Aller gegen Alle jeden menschlichen Verkehr unmöglich machen und mit der

menschlichen Gesellschaft die Wohlfahrt Aller vernichten solle, sondern auch, daß die menschliche Gesellschaft nur dann in ihrem Bestande gesichert sei, wenn der Einzelne nicht bloß durch die Furcht vor den Strafen des Gesetzes abgehalten werde, Anderen Unrecht zu thun, sondern durch unegoistische Gesinnung getrieben werde, Anderen hülfreich beizustehen und ihnen Gutes zu thun. Nur dadurch, daß die Menschen dies eingesehen hätten, seien sie dazu geführt, das Unegoistische gut zu nennen und zu loben, das Egoistische, worin der Mensch z. B. aus Habsucht einen Mord begeht, schlecht zu nennen und zu verwerfen. Nun ist ja das richtig und darf nicht übersehen werden, daß erst im menschlichen Gemeinschaftsleben, erst nachdem sich gewisse soziale Körperschaften in der Menschheit gegliedert hatten, die Begriffe von Recht und Unrecht sich ausgebildet haben. Aber Recht oder Unrecht hieß ursprünglich nur, was äußerlich in Wort und That mit den bestehenden Gesetzen der Gesellschaft übereinstimmte oder in Widerspruch trat; und die Gesinnung, aus welcher dieses Recht oder Unrecht hervorging, wurde so lange nicht beachtet, so lange nicht das Bewußtsein in den Menschen erwacht war, daß außer dem weltlichen Richter, der nur das äußere Gebahren sieht und richtet, noch ein anderer, göttlicher Richter da ist, der das Herz erforschet, der den innersten Sinn des Menschen und seine verborgensten Beweggründe siehet und richtet. Erst nach und nach, namentlich auf Grund und mit Hülfe des religiösen Glaubens, erhob sich die Menschheit von der bloß socialen Auffassung des Unterschiedes von Recht und Unrecht zu der moralischen Auffassung desselben; und was die Sitten- und Religionsgeschichte der Völker bezeugt, das erkennt auch Darwin ausdrücklich an, nämlich daß ohne den Glauben an einen allsehenden Gott die Menschen nicht zu wahrhaft moralischen Eigenschaften hätten gelangen können. Wie wenig dagegen die Rée'sche Erklärung ausreicht, den Ursprung der moralischen Empfindungen zu erklären, und daß hier eine und zwar die wesentlichste der „Lücken" ist, die er selber in seiner

Schrift vorhanden findet, liegt klar auf der Hand. Denn er giebt ja ausdrücklich zu, daß auch der Egoismus für die Gesellschaft Nützliches leisten könne, und daß es durchaus nicht für den Bestand derselben nothwendig sei, daß alle Handlungen der Menschen aus unegoistischen Beweggründen geschehen, beziehungsweise alle Menschen aus solchen Beweggründen handeln; er giebt auch zu, daß die Menschen dies eingesehen haben. Folglich würde die Einsicht, daß nicht bloß durch Furcht vor der Strafe die menschliche Gesellschaft gesichert, sondern auch unegoistische Handlungen dazu erforderlich seien, nicht ausgereicht haben, wirklich moralische Empfindungen hervorzurufen; ganz abgesehen von der Frage, ob diese Einsicht nothwendig entstehen mußte, oder ob nicht eine andere Einsicht sich aufgedrängt haben könnte. Denn jene Einsicht mußte allerdings den Wunsch hervorrufen, daß sich recht Viele finden mögen, die unegoistisch handeln; aber der diesen Wunsch hegte, hatte deshalb keineswegs schon die moralische Ueberzeugung, daß unegoistische Handlungen nothwendig als gute, egoistische nothwendig als schlechte zu bezeichnen sind. Vielmehr weil der Egoismus in dem Menschen von Haus aus herrschend ist, muß angenommen werden, daß jener Wunsch meistens mit der Ueberzeugung sich verband, die egoistischen Handlungen seien an und für sich eben so gut oder so schlecht, wie die unegoistischen, und daß derselbe nur das Bestreben hervorrief, Anderen einzureden, die egoistischen Handlungen seien moralisch schlecht, damit diese Anderen, die dann nachher als die dummen Gutmüthigen heimlich verspottet wurden, möglichst viele unegoistische Handlungen thun und dadurch zum Nutzen der „klugen" Egoisten den Bestand der menschlichen Gesellschaft erhalten helfen. Darauf läuft ja auch im Wesentlichen das hinaus, was Fr. Nietzsche schreibt: „Die Bestie in uns will belogen werden; Moral ist Nothlüge, damit wir von ihr nicht zerrissen werden"; nur daß in diesem Falle die Bestie nur in Denen belogen wird, welche nach der Konsequenz der Rée'schen Ansicht „dumm" genug sind, sich belügen zu lassen. Daß die

Herren, welche solchen und ähnlichen Ansichten von der Moral huldigen, sich einem kraft- und marklosen Pessimismus überliefern, ist allerdings kein Wunder. Wo aber noch sittliches Kraftgefühl und Vertrauen auf die Macht des sittlichen Guten lebendig ist, da lobt der Mensch das Gute und tadelt das Schlechte nicht bloß deshalb, weil er von Jugend auf so gewöhnt worden ist, sondern weil er aus eigener Erfahrung weiß: „Vor Jedem steht ein Bild deß, was er werden soll; so lang' er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll", und weil er von diesem idealen Bilde sich unwillkürlich angezogen fühlt, zugleich aber, in demselben das ihm von Gott vorgehaltene ewige Sittengesetz erkennend, sich verpflichtet und durch einen „kategorischen Imperativ" sich getrieben fühlt, das Gute zu lieben, das Böse zu hassen. Was wir durch Gewöhnung von Jugend auf in dieser Beziehung uns aneignen, das sind gewisse moralische Meinungen und Anschauungen, und zwar solche, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert wechseln und, durch mancherlei Irrungen hindurchgehend, sich allmälig vervollkommnen. Was aber nicht durch Gewöhnung, sondern durch nothwendige innere Entwickelung unseres wahren menschlichen Wesens uns zu eigen wird, das ist zwar nicht die Form und Gestalt des sittlichen Ideals, — denn diese, im Laufe der Zeit wechselnd, hängt größtentheils von Ueberlieferung und Gewöhnung ab, — wohl aber dieses Ideal selber, welches uns mächtig anzieht und zugleich als die Offenbarung des göttlichen Gesetzes uns gebietet: „du sollst", uns bestimmte unabweisbare Pflichten auflegt, durch deren Erfüllung wir je länger je mehr die Fertigkeit, sie zu erfüllen, die sittlichen Tugenden erlangen.

Aber, so könnte man uns fragen, zeigen sich nicht Pflichten und Tugenden auch bei den Thieren? Bekundet nicht das Pferd, der Hund, die Ameise und so manche andere thierische Gattung unter Umständen gerade wie der Mensch ein lebhaftes Pflichtgefühl? Ist nicht die Treue des Hundes sprichwörtlich geworden? giebt es nicht rührende Beispiele von seiner Dankbarkeit? und

empfindet er nicht offenbar Furcht und Reue, zeigt er nicht Spuren eines bösen Gewissens, wenn er ein Gesetz seines Herrn übertreten hat? Nun, daß eine Verwandtschaft zwischen den sozialen Instinkten der Thiere und den sittlichen Ideen der Menschen stattfindet, daß erst durch das soziale und staatliche Gemeinschaftsleben der Menschen diese Ideen aus jenen Instinkten sich allmälig entwickelt haben, habe ich ausdrücklich anerkannt. Hier aber gilt es, die Grenzlinie zu erkennen, welche gerade an diesem Punkte Mensch und Thier scharf von einander scheidet. Deshalb muß zunächst festgestellt werden, daß das Thier darum, weil es kein Selbstbewußtsein hat, auch kein eigentliches Pflichtbewußtsein haben kann, daß vielmehr diejenigen Lebensäußerungen desselben, in welchen sich ein Pflichtgefühl kund zu geben scheint, auf einem sozialen Instinkte beruhen, welchen das Thier überall da am weitesten entwickelt hat, wo es entweder am festesten in einen thierischen Gesellschaftsstaat eingefügt ist, also z. B. bei der Ameise, der Biene, oder wo es am besten von dem Menschen dressirt und an das Innehalten gegebener Regeln und Schranken gewöhnt worden ist, wie z. B. bei dem Hunde, dem Pferde. Auch der Mensch handelt oft instinktiv; und so lange er bloß instinktmäßig handelt, hat er seine moralische Anlage noch nicht zur Entwickelung gebracht. Während aber der Mensch, wie die Erfahrung beweist, bei normaler Entwickelung sich zu selbstbewußtem, sittlichem Handeln und dadurch über das instinktive Handeln erhebt, ist das Thier, weil ihm das Selbstbewußtsein fehlt, eben deshalb nicht im Stande, über seine Handlungen und Beweggründe so nachzudenken und von denselben die einen so zu billigen, die anderen so zu verwerfen, daß es daraus ein festes, für alle Fälle gültiges Gesetz seiner künftigen Beweggründe und Handlungen entnähme, ein Gesetz wie dasjenige, welches wir bei dem Menschen das Sittengesetz nennen; und wo ein solches Gesetz nicht ist, da giebt es auch keine Pflicht. Wohl handelt auch das Thier nach festen Gesetzen; und oft scheint es, als sei es auch ein Sittengesetz, dem das Thier sich verpflichtet

fühle und durch Selbstaufopferung zu genügen trachte. Aber in Wahrheit folgt das Thier jederzeit bei seinem Thun und Lassen keinem höheren Triebe als dem egoistischen der Selbsterhaltung. Denn es folgt demselben auch dann, wenn es scheinbar im Dienste des thierischen Gemeinwesens, dem es angehört, oder im Dienste eines menschlichen Gebieters, dem Selbsterhaltungstriebe zuwiderhandelt und sich um des Ganzen willen, dessen Glied es ist, oder um des Menschen willen, dem es dient, harte Mühen und schwere Opfer auferlegen läßt. Es ist ja die Biene, die Ameise mit dem Thierstaate, zu dem sie gehört, so verwachsen, daß sie von dem Gedeihen dieses Staates ihr eigenes Gedeihen abhängig, mit dem Untergang desselben auch ihr eigenes Verderben besiegelt fühlt. Außerdem hat sie, wie jedes andere Geschöpf, das Lebensbedürfniß, ihre Kräfte zu äußern, ihre Fähigkeiten zu zeigen; und dann ist sie vom Anfang ihres Lebens an blinden Gehorsam gegen die Naturgesetze ihres Gemeinwesens so gewöhnt, daß es ihr zur Naturnothwendigkeit geworden ist, im Dienste dieser Gesetze zu arbeiten, und, wenn es sein muß, Gefahren zu bestehen. Sie folgt also nur dem Selbsterhaltungstriebe, wenn sie ihren sozialen Instinkten folgt, selbst dann, wenn sie mit Gefahr ihres Lebens ihr soziales Gemeinwesen gegen feindliche Angreifer vertheidigt. Ebenso fühlt z. B. der Hund, der ja unter allen Thieren am meisten wegen seiner Treue und Dankbarkeit gerühmt wird, von dem Herrn, dem er diese sogenannten Tugenden beweiset, sich so abhängig, daß er um seiner selbst willen, um des eigenen Wohlbefindens willen Alles thut, was ihm von demselben befohlen ist, und wovon er durch Gewöhnung und Dressur, bez. auch Ueberlegung weiß, daß es seinem Herrn wohlgefällig ist. Ich erinnere nur daran, daß nicht etwa ein Herr, der seinen Hund immer launenhaft, willkürlich, grausam behandelt, die Treue desselben gewinnt, sondern nur ein solcher, der trotz aller strengen Zucht und Dressur durch die Behandlung und Pflege, die er dem Thiere angedeihen läßt, das Gefühl in demselben er-

weckt, der Wille seines Herrn sei sein Wohlbefinden, und je treuer es diesen Willen erfülle, desto sicherer und reichlicher werde es das erlangen, was zu seinem eigenen Wohlbefinden nothwendig ist. Was man bei dem Hunde Gewissensbisse nennt, ist wesentlich Furcht vor der Strafe, in der Erinnernng an die schon früher erlittenen Strafen. Darwin sagt auch, daß ein Zugvogel, der, getrieben vom Wanderinstinkt, seine Jungen im Stich gelassen hat, wenn er zurückschauen könnte und jene durch den Hunger umkommen sähe, über sein Fortgehen Gewissensbisse empfinden würde. Aber derselbe Darwin erklärt die Gewissensbisse überhaupt daraus, daß der soziale Instinkt, der Trieb, für Andere zu sorgen, wenn er unbefriedigt bleibe, das Gefühl des Unbefriedigtseins, also ein schmerzliches Gefühl errege. In diesem Sinne hat freilich auch das Thier „Gewissensbisse"; nur daß dieses Wort in seinem wahren Sinne etwas ganz Anderes bedeutet, nämlich das Gefühl der unbedingten Verwerflichkeit des eigenen Thuns, der moralischen Verschuldung des eigenen Selbst. Auf den sozialen Instinkt, auf den Trieb, für Andere zu sorgen, ist ferner z. B. selbst die That eines Neufundländers zurückzuführen, welcher mit Gefahr seines Lebens ein Kind aus dem reißenden Strome rettet; auch ist der Thätigkeitstrieb des Thieres stark genug, daß dasselbe in der Befriedigung dieses Triebes ein Gefühl der Lust selbst dann empfindet, wenn es dieselbe nicht ohne eigene Gefahr erlangen kann; und außerdem weiß das Thier, daß es durch Ungehorsam gegen seinen Herrn ebenso sein Wohlbefinden, ja vielleicht sein Dasein gefährdet, wie dadurch, daß es sich auf Befehl desselben in tobende Wasserfluthen stürzet. Was endlich die Gatten- und Elternliebe der Thiere betrifft, so gehört Manches, was davon erzählt wird, in das Reich der Fabel, z. B. wenn von gewissen „Inseparables" genannten Papageien der eine Gatte sterbe, gräme der andere nur dann sich nicht zu Tode, wenn man einen Spiegel in seinen Käfig stelle und er in dem Spiegel sein dem Gestorbenen ganz ähnliches Bild erblickend, darin das Bild des Gestorbenen zu sehen

und denselben wieder bei sich zu haben glaube. Was aber Wahres daran ist, gehört in den Bereich der sozialen Instinkte. Daß auch bei den Menschen wie bei den Thieren Gattenliebe oder Elternliebe oft nur eine instinktive, auf bloßem Naturtriebe beruhende, im letzten Grunde selbstsüchtige Empfindung ist, liegt offen zu Tage. Kein Urtheilsfähiger wird deshalb in solcher instinktiven Liebe schon eine sittliche Selbstbestimmung des Menschen sehen, vielmehr sagen, daß z. B. auch die rührendste Mutterliebe erst dann eine sittliche Liebe wird, wenn die Mutter die von der Natur ihr eingepflanzten zärtlichen Triebe und Neigungen zu ihrem Kinde geistig so weit beherrscht, daß sie denselben nicht immer schrankenlos folgt, sondern oft trotz derselben, auch wenn es ihr selber wehe thut, dem Kinde einen Genuß versagt, der seiner geistigen Entwickelung Gefahr droht, oder ihm etwas Unangenehmes auferlegt, das zu seiner sittlichen Bildung nothwendig ist. Wenn dagegen das Thier, das seinen sozialen Instinkten gemäß mit Liebe an seinem Gatten oder seinen Jungen hängt, dabei wie bei allen seinen Handlungen nur seinen Naturtrieben und im letzten Grunde seinem Selbsterhaltungstriebe folgt, so sind diese Naturtriebe, auch die socialen Instinkte des Thieres, um das ausdrücklich festzustellen, für dasselbe nicht ein durch selbstbewußtes Nachdenken und Fühlen gewonnenes moralisches Gesetz, sondern einfach eine Naturnothwendigkeit, der schnurgerade Gegensatz zu dem Sittengesetz, welchem der Mensch in freier Selbstbestimmung gehorcht, wenn er sittlich handelt. Denn in diesem sittlichen Handeln setzt der Mensch dasjenige, was die der Naturnothwendigkeit entsprungenen Triebe fordern, oft theilweise oder völlig bei Seite, um einem höheren Triebe zu folgen und dem sittlichen Ideale, das ihm vor der Seele schwebt, nachzustreben. Die socialen Instinkte dagegen, welchem das Thier folgt, werden, je länger sie sich von einem Geschlecht zum andern vererben und je höher sie sich steigern, desto mehr zu einem ehernen Zwange, dem das Thier willenlos und meistens gedankenlos gehorchen muß; und nachdem sie eine gewisse

Höhe der Ausbildung erlangt haben, versteinern sie gleichsam, so daß das Thier über sie nicht hinaus kann, nicht zu einer höheren Thätigkeitsweise aufzusteigen vermag. Redet man daher bei den Thieren von Pflichtgefühl, Gewissen, Tugenden u. dgl., so kann man das nur thun, indem man menschliche Eigenschaften auf das Thier überträgt, die in ihrem wahren Sinne nicht nur überhaupt demselben fehlen, sondern wozu das Thier auch nicht einmal die Anlagen besitzt.

Allerdings, die socialen Instinkte der Thiere, aus denen z. B. Darwin moralische Eigenschaften des Menschen abzuleiten versucht, sind bei dem Menschen nicht nur auch vorhanden, sondern bilden gradezu eine Bedingung, ohne welche die sittliche Selbstbestimmung des Menschen gar nicht hätte entstehen können. Aber wenn dem so ist, so folgt daraus doch wahrlich nicht, daß diese Instinkte die erzeugende Ursache der sittlichen Eigenschaften des Menschen sind. Man verwechsele doch nicht, wie es leider in der modernen Naturphilosophie so oft geschieht, immer wieder die zwei so verschiedenen Begriffe: Bedingung und Ursache.

Daß mit dem Erwachen von Selbstbewußsein und sittlicher Selbstbestimmung im Menschengeschlecht Etwas zu Tage tritt, das zwar nicht ohne Mitwirkung des schon auf der thierischen Stufe vorhandenen Bewußtseins und Gattungsinstinktes entstehen konnte, das aber aus dieser Vorstufe allein sich durchaus nicht erklären läßt, hat selbst D. Strauß in seinem sonst stark dem Materialismus huldigenden Buche: „der alte und der neue Glaube", zugestehen müssen. Denn dort schreibt er: „Empfunden hat sich die Natur schon im Thier; aber sie will sich auch erkennen. Im Menschen hat die Natur nicht bloß überhaupt aufwärts, sie hat über sich selbst hinaus gewollt." Die moralische Forderung, die Strauß an den Menschen stellt, ist deßhalb: „Vergiß in keinem Augenblick, daß du Mensch und kein bloßes Naturwesen bist."

Wenn Häckel und andere Naturforscher dem gegenüber daran zu erinnern lieben, daß der Unterschied zwischen den dummsten und be-

gabtesten Thieren weit größer sei, als der zwischen den begabtesten Thieren und den Menschen, so ist mit dieser Behauptung wenig oder gar Nichts gesagt, so lange sie nicht schärfer und klarer bestimmt wird, so lange wir namentlich nicht erfahren, nach welchem Maßstab der Unterschied zwischen jenen Geschöpfen größer erscheint als zwischen diesen. Denn es könnten recht wohl die psychischen Unterschiede zwischen Faulthier und Hund weit bedeutender erscheinen, als die Unterschiede zwischen Hund und Menschen, so lange man, um dieselben zu messen, keinen andern Maßstab als das Maß des Verstandes, der Fähigkeit des Nachdenkens und Ueberlegens anwendet, und das namentlich dann, wenn man wiederum das gescheidteste Exemplar der Hundegattung mit dem dummsten Exemplar der Menschengattung vergleicht, was natürlicher Weise, wie ich schon oben erwähnte, wissenschaftlich nicht zulässig ist. Sobald man dagegen auf diejenigen Eigenschaften des Menschen sein Augenmerk richtet, die dem Thiere überhaupt abgehen, die es auch auf seiner höchsten Entwickelungsstufe vermissen läßt, bleibt von jener Behauptung nur das übrig, was auch wir gern anerkennen, daß das Thier eine Vorstufe zum Menschen bildet, daß in vielen Beziehungen eine Verwandtschaft zwischen Thier und Mensch besteht und daß das Menschengeschlecht aus dem Thierreiche heraus sich entwickelt habe und von gewissen, allerdings jetzt längst untergegangenen Thierarten abstamme.

Daß diese Abstammungslehre die sittliche Würde des Menschen nicht schädigt und herabsetzt, könnte sich Jeder sagen, der Etwas davon weiß, daß ein Mensch, der einen reichen Besitz und eine angesehene Lebensstellung von seinen Vorvätern ererbte, nicht so viele Ansprüche auf Hochschätzung hat, wie derjenige, welcher sich Beides durch eigene Kraft und Anstrengung redlich erworben hat. Gerade dann, wenn das Menschengeschlecht aus dem Boden des Thierreiches sich langsam emporgearbeitet hat, gleichwie eine edle Blüthe aus dunklem Erdreich sich emporarbeitet, wird dasselbe nicht nur durch solche Abstammung nicht verunehrt, sowenig wie

eine Blüthe durch den sumpfigen Boden, aus welchem sie entsprossen ist, befleckt wird; sondern nun erscheint erst das, was es jetzt geworden ist, in so viel hellerem Glanze, weil es nicht ein Erbtheil vom Stammvater her, sondern ein selbsterworbenes Gut, eine selbsterrungene Würde, also auch nicht ein bloßes Geschenk des Himmels ist. Ich sage absichtlich: „nicht ein bloßes Geschenk des Himmels." Denn das ist mir unzweifelhaft, und ich werde im dritten Theile dieser Auseinandersetzungen die wissenschaftliche Begründung dafür kurz zu skizziren suchen, daß nicht ohne die göttliche Thätigkeit, durch welche alles Werden, alle Lebensentwickelung in der Welt vorwärts, aufwärts getrieben wird, irgend ein pflanzliches oder thierisches Individuum und ebenso der Mensch das hätte werden können, was er geworden ist. Was ein Paulus schreibt: „durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin", das gilt von uns Menschen allen; wie wir alle zu Herrschern berufen sind, die, ein Jeder in seinem Berufskreise, den Erdboden und die Kräfte der Natur sich unterthan machen sollen, so sind wir auch alle von Gottes Gnaden. Aber gerade für das christliche Bewußtsein wird dadurch nicht ausgeschlossen, sondern ist darin eingeschlossen, daß unser Geschlecht durch eigene That, durch die von Gott in demselben angelegte und geweckte, angeregte und geförderte selbsteigene Thätigkeit das geworden ist, was es jetzt ist. Und dadurch ist die sittliche Würde der Menschheit viel besser gewahrt, als wenn angenommen wird, daß schon den ersten Stammeltern derselben alles das anerschaffen worden wäre, was die Menschen zu Menschen macht.

Ja, die Descendenzlehre ist in einiger Beziehung sogar geeignet, dem sittlichen Leben zur Förderung zu dienen. Zwar berührt es den unbefangenen, sachkundigen Leser hoch komisch, wenn zuweilen in der Darwinistischen Literatur unserer Tage ausposaunt wird, durch die Entwickelungs- und Abstammungstheorie sei ein ganz neues sittliches Princip in die Welt gebracht, nämlich das Princip der allmäligen Vervollkommnung. Als ob das nicht schon ein

Gemeingut aller gebildeten Völker gewesen wäre, längst ehe die Descendenzlehre zur Geltung und Anerkennung gekommen! als ob nicht schon vor mehr als 1800 Jahren Jesus von Nazareth das Wort gesprochen hätte: „Ihr sollt vollkommen werden, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist"! als ob nicht damals schon von demselben Munde mehr als Ein deutlicher Hinweis auf die allmälige, jede künstliche Treibhaus-Cultur, jedes äußerliche Eingreifen, wie jedes gewaltsame Zwängen und Drängen abweisende, naturgemäße, aus niederen zu höheren Lebensstufen langsam aufsteigende Entwickelung des Menschengeistes, auf das unmerklich, aber sicher vorwärtsschreitende Wachsthum des demselben eingepflanzten göttlichen Samens gegeben worden wäre! Aber immerhin kann ja das sittliche Leben nur dabei gewinnen, wenn diese manchmal vergessenen und oft genug thatsächlich verleugneten Wahrheiten durch die Abstammungstheorie neu zum Bewußtsein gebracht werden. — Außerdem leitet diese Theorie unwillkürlich zu einer würdigeren und humaneren Behandlung der Thiere von Seiten des Menschen, als sie jetzt vielfach üblich ist. Wohl darf sich nicht etwa jene weichliche Sentimentalität auf diese Theorien berufen, welche es für Grausamkeit erklärt, ein Hühnchen abzuschlachten, um es gesotten oder gebraten zu verzehren. Denn, um hier von allem Anderen zu schweigen, die Descendenztheorie stellt ja, wie wir gesehen haben, den Menschen so hoch über das Thier, daß ihm das sittliche Recht, die Thiere nicht nur in seinen Dienst zu zwängen, sondern auch zu seiner Ernährung zu verwerthen, unzweifelhaft verbleibt. Aber die Thierquälerei, deren der Mensch sich oft in der Behandlung der ihm dienenden und für ihn arbeitenden Thiere schuldig macht, die Grausamkeit, mit welcher in mancher Küche einem Thiere ein langsames, qualvolles Sterben auferlegt wird, damit dasselbe nachher bei Tische ein so viel schmackhafterer Leckerbissen sei, das und Aehnliches wird um so schärfer als eine unentschuldbare Unsittlichkeit verurtheilt werden, je allgemeiner das zur Anerkennung kommt, daß ein genealogischer Zusammenhang

zwischen Thier und Mensch besteht. Mit Recht hat der Botaniker Al. Braun in seinem Vortrage über die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte in der Naturgeschichte gesagt, daß der Mensch, „durch die innigsten Bande der Verwandtschaft mit den anderen Gliedern der organischen Natur zusammenhängend", sich nicht bloß den Gedanken, zur Herrschaft über die Thiere berufen zu sein, gefallen lassen, sondern auch anerkennen möge, „daß er nicht als ein Fremder über seine Unterthanen gesetzt, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, dessen Beherrscher er sein will." Ob mit dieser Anerkennung die Vivisektion von Thieren zu naturwissenschaftlichen Zwecken vereinbar ist, muß mindestens zweifelhaft erscheinen.

II. Wie steht es aber, — diese Frage müssen wir jetzt zu beantworten suchen —, mit der naturwissenschaftlichen Begründung der Descendenzlehre? Der glänzendste Versuch, der bis jetzt gemacht worden ist, diese Lehre durch naturwissenschaftliche Beweisgründe zu erhärten, ist bekanntlich der von Ch. Darwin, welcher durch seine Lehre von der natürlichen Züchtung und Auswahl, auch Selektionstheorie genannt, zu zeigen unternommen hat, nicht bloß daß überhaupt, sondern auch in welcher Weise eine Art aus der anderen durch allmälige Entwickelung hervorgegangen sei.

Ich sage absichtlich: durch allmälige Entwickelung. Denn während bei der Descendenzlehre als solcher noch unentschieden bleibt, ob die Abstammung der Arten von einander durch eine allmälige, langsame, in lauter kleinen und kleinsten Abweichungen und Abänderungen sich vollziehende, oder aber durch eine sprungweise vorwärtsgehende, plötzlich, sei es durch heterogene Zeugung, sei es auf anderem Wege ein Neues schaffende Entwickelung stattgefunden habe, leugnet Darwin den letzten Weg und behauptet ebenso bestimmt den ersten. Nach ihm haben durchweg nur minimale Abänderungen der einzelnen organischen Individuen stattgefunden und die Uebergänge von dem einen Individuum zu dem nachfolgenden abweichenden sind nicht schroffe und auffallende, sondern für die gewöhnliche Beobachtung unmerkliche, sodaß der Unter-

schied erst bei weiterem Fortschreiten der Entwickelung an den späteren Individuen deutlich hervortritt. Wenn sich aber jetzt zwischen den einzelnen Arten der Organismen solche allmälige Uebergänge entweder gar nicht oder doch nur in einzelnen seltenen Fällen derartig nachweisen lassen, wie z. B. E. Häckel in seiner Monographie über die Kalkschwämme einen solchen Nachweis für die betreffenden Arten gegeben hat, so hat das nach Darwin darin seine Ursache, daß die verbindenden Zwischenglieder, welche den Uebergang von einer Art zur anderen bildeten, im Kampfe um's Dasein untergegangen sind. Die Natur bringt nämlich eine solche Fülle von lebendigen Organismen hervor, daß nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben die zu seiner Erhaltung nothwendigen Subsistenzmittel finden kann. In Folge dessen herrscht überall in der Natur ein Kampf um's Dasein, oder wie das englische Wort genauer übersetzt heißt, eine Bemühung um's Leben, eine Wettbewerbung um das zur Erhaltung des einzelnen Organismus Nothwendige; und in dieser Wettbewerbung, in diesem Kampfe tragen diejenigen Organismen den Sieg davon und bleiben erhalten, welche dem Boden, dem Klima, überhaupt ihrer äußeren Umgebung und den Verhältnissen, in welchen sie leben, sich am besten anzupassen vermögen. Solche Anpassung an die äußeren Verhältnisse aber bewirkt zunächst ganz kleine Veränderungen des einzelnen Organismus; derselbe braucht einige seiner Glieder mehr als die anderen, um sein Dasein zu erhalten; in Folge dessen bilden sich die oft gebrauchten Glieder stärker aus als die anderen, welche bei anhaltendem Nichtgebrauch schließlich verkümmern, rudimentär werden. Diese Veränderungen sind selbstverständlich bei der ersten Generation kaum in's Auge fallende; aber durch das Gesetz der Vererbung pflanzen sich dieselben fort auf die nächsten Generationen; und weil sie dem Organismus im Kampfe um's Dasein nützlich sind, werden sie immer mehr gesteigert, immer weiter zu derjenigen Form ausgebildet, welche am geeignetsten ist, dem Individuum in der Wettbewerbung um die

vorhandenen Subsistenzmittel hülfreich zu sein. So entstehen nach den Gesetzen der Anpassung und Vererbung, allerdings erst nach Ablauf großer Zeiträume, ganz neue Arten, welche die Natur sich auf diesem Wege ausgewählt und gezüchtet hat. Zur Erreichung dieses Resultats wirken außerdem noch andere Faktoren mit, so namentlich auch der Wechsel der äußeren Existenzbedingungen. Denn auf unserem Planeten haben häufige Revolutionen stattgefunden, durch welche die Organismen zum großen Theile vernichtet, die überlebenden aber genöthigt wurden, an ganz veränderte Boden- und Nahrungs-Verhältnisse sich anzupassen, wenn sie ihre Existenz fristen wollten. Aber wie jene Revolutionen auf unserer Erde nicht auf Ein Mal und rasch sich vollzogen haben, sondern langsam, jedenfalls viel langsamer als man sonst anzunehmen pflegte, so geht auch die Anpassung der Organismen an die neuen Erdverhältnisse langsam vor sich. So mußten in Folge einer allmälig immer weiter um sich greifenden Geröllanschwemmung, die alle niedrigen Pflanzen und Gewächse vernichtete, die thierischen Organismen ihr Leben von derjenigen Vegetation zu fristen suchen, welche auf höheren Gewächsen, also namentlich auf den Bäumen sich ihnen darbot. Um aber das Laub der Bäume zu erreichen, mußten sie ihren Hals möglichst weit ausstrecken; nur langhalsige Thiere waren im Stande, die nöthige Nahrung sich zu verschaffen; und da nur solche zu den Ueberlebenden gehörten, paarten sie sich immer wieder unter einander und vererbten die für die Subsistenz nothwendige Eigenschaft der Langhalsigkeit, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht steigerte. So erklärt Darwin z. B. die Entstehung der Giraffe. Außerdem nennt er noch drei Gesetze, welche bei der Entstehung neuer Arten mitwirken, das Gesetz der Correlation des Wachsthums, wonach gewisse Theile des Organismus, namentlich die einander entsprechenden, gleichliegenden, mit einander sympathisiren, so daß Veränderungen, welche den einen Theil treffen, ähnliche Veränderungen an dem anderen zur Folge haben, und das diesem entgegengesetzte der Oekonomie des Wachs-

thums oder das Gesetz der Compensation, wonach die Natur, was sie an dem einen Theil verschwendet, an dem anderen zu sparen sucht, endlich das Gesetz der geschlechtlichen Zuchtwahl, vermöge dessen bei der Wettbewerbung um die Weibchen diejenigen männlichen Individuen den Sieg davon tragen, welche als die Stärkeren ihre Nebenbuhler verdrängen oder weil sie schöner von Gestalt sind oder, wie bei den Singvögeln, schöner als die anderen zu singen vermögen, von den Weibchen vorgezogen werden.

Dies ist in den Hauptzügen die berühmte Darwin'sche Züchtungslehre. Ehe wir aber das Verhältniß derselben zur Sittlichkeit untersuchen, haben wir zunächst nach ihrem wissenschaftlichen Werthe zu fragen. Da scheint mir nun unzweifelhaft zu sein, zumal Darwin selber es zugestanden hat, daß diese Züchtungslehre für sich allein nicht ausreicht, die Entstehung der Arten aus einander mit wissenschaftlicher Sicherheit zu begründen. Daß aber die natürliche Auswahl und Züchtung in der Entwickelungsgeschichte der Natur eine bedeutende Rolle spielt und einen wesentlichen Faktor bildet, will mir, trotz der gewichtigen Einwände, die gegen Darwin's Lehre gemacht werden, ebenso unzweifelhaft erscheinen.

Von diesen Einwänden hebe ich absichtlich nur diejenigen hervor, welche von naturwissenschaftlicher Seite kommen. Karl v. Bär erinnert zunächst daran, daß die Entstehung neuer Arten, der Uebergang gewisser Arten in andere noch nirgends beobachtet worden, daß im Gegentheil die in Aegypten vorgefundenen einbalsamirten Thiere, deren Alter auf 5000 Jahre geschätzt wird, den jetzt lebenden gleich sind, daß ebenso die aufgefundenen Waizenkörner von gleichem Alter, als sie ausgesäet worden, dieselben Halme und Aehren hervorgebracht haben, wie der heutige ägyptische Waizen. Volkmann weist darauf hin, daß die minimalen Abänderungen, durch welche nach Darwin in durchschnittlich 14,000 Generationen eine neue Art entstehen soll, welche also jedes Mal nur $^1/_{14000}$ des Unterschieds einer Art von der ihr nachfolgenden betragen, nicht im Stande sind, im Kampfe um's Dasein einen

Vortheil zu gewähren, sondern eher das Individuum weniger konkurrenzfähig machen, wie das Fechner namentlich an der Entstehung des Unterschiedes der beiden Geschlechter aufzeigt und, nachdem er festgestellt hat, wieviel Zufälligkeiten zusammentreffen mußten, um überhaupt die Entstehung des Geschlechtsunterschieds zu ermöglichen, sagt, daß selbst im günstigsten Falle die Stellung der Geschlechtsindividuen im Kampfe um's Dasein nicht günstiger gewesen sein könne, als die des geschlechtslosen oder des beide Geschlechter in sich vereinigenden Individuums, welches sich aus sich selber allein fortpflanzt; denn die Vortheile der Arbeitstheilung, welche durch die Trennung der Geschlechter zu Stande komme, verwandeln sich wieder in Nachtheile dadurch, daß die Arbeitstheilung erst nur einseitig zu Stande komme und auf den Zufall warten müsse, der die Ergänzung von der anderen Seite hinzufüge. Gegen den Einwurf Brown's, daß sich viele Charakterzüge in der Bildung der Organismen finden, von denen gar nicht nachzuweisen ist, daß sie im Kampfe um's Dasein einen Nutzen gewähren, und welche, wenn sie in vergangenen Zeiten einmal einen solchen Nutzen gewährt hätten, jetzt in Folge des Nichtgebrauchs rudimentär geworden, verkümmert sein müßten, was doch nicht der Fall ist, — weiß Darwin sich nicht anders zu vertheidigen, als indem er zu dem Gesetz der Correlation des Wachsthums seine Zuflucht nimmt, nach welchem, wie wir sahen, gewisse, namentlich gleichliegende Theile des Organismus durch gegenseitige Sympathie sich mit einander verändern, wenn nur der eine Theil durch die äußere Existenzbedingung zu solcher Veränderung genöthigt worden ist. Aber dieses Gesetz selber weiß Darwin so wenig zu erklären und in sein System so wenig einzufügen, daß er es ein mysteriöses, geheimnißvolles nennt; und ebenso mysteriös sind für ihn die sogenannten „spontanen“ Abänderungen, auf welche er gegen Brown sich beruft. Nägeli hat gegen Darwin eingewendet, daß im Kampfe um's Dasein nur physiologische, nicht morphologische Abänderungen der Organismen nothwendig werden, und daß es

zur Erhaltung des thierischen oder pflanzlichen Individuums vollständig genüge, wenn dasselbe andere Farbe, Größe, Belaubung bezw. Behaarung, andere seelische Eigenschaften, andere Blüthezeit u. dgl. m. annehme, daß es dagegen vollständig überflüssig für das Individuum sei, seine ganze äußere und innere Struktur zu ändern, wie das nach Darwin der Kampf um's Dasein nothwendig machen soll. v. Bär und Wigand haben gegen Darwin geltend gemacht, daß derselbe nicht genügend erklärt habe, woher es kommt, daß die Uebergangsformen, die zwischen den einzelnen Arten bestanden haben sollen, heute so wenig und fast gar nicht mehr vorhanden sind; denn die großen Erdrevolutionen, die Allmäligkeit und Langsamkeit der Artenbildung und die dazu nöthigen langen Zeiträume, auf welche er sich berufe, reichen zur Erklärung jener auffallenden Thatsache nicht aus. Und dieser Einwand wird noch verstärkt durch R. v. Virchow, welcher in seiner bekannten Münchener Rede gegen Häckel darauf hingewiesen hat, daß auch die paläontologischen Forschungen sehr unzureichende Beweise für das Vorhandensein solcher Uebergangsformen in den ältesten Zeiten der organischen Entwickelungsgeschichte geliefert haben. Häckel gesteht das noch in seiner neuesten Schrift: „Freie Lehre und freie Wissenschaft" selber zu; und die Erklärungsgründe, die er in seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte dafür beigebracht hat und auf die er Virchow gegenüber sich jetzt wieder beruft, sind größtentheils der Art, daß sie sich zwar nicht widerlegen, aber ebensowenig beweisen lassen, zumal unsere Kenntniß der Erdrinde und ihrer vergangenen Entwickelungsperiode noch heute eine sehr lückenhafte ist.

Auf der anderen Seite hat bekanntlich die Darwin'sche Züchtungslehre gerade in den Reihen der Naturforscher die entschiedensten Vertheidiger gefunden; ich nenne außer Häckel nur Oskar Schmidt, Seidlitz, den Engländer Huxley, den bekannten C. Vogt und den bedeutenden Anatomen Gegenbaur. Daß diese Lehre einen großen Fortschritt in der Erkenntniß der

Entstehung der Organismen und ihrer verschiedenen Arten begründet hat und sich in der Wissenschaft, wenn auch in wesentlich beschränkter und modificirter Form, bleibendes Ansehen verschaffen wird, scheint fast sicher festzustehen, namentlich nachdem Wagner's Migrationstheorie die durch Wanderung bewirkte Isolirung eines Individuums oder Paares bei allen Organismen, welche durch Kreuzung sich fortpflanzen, als die mitwirkende Ursache für die Entstehung neuer Naturformen aufgezeigt und dadurch die Darwin'sche Theorie in glücklicher Weise ergänzt hat. In welcher Form, unter was für Voraussetzungen diese Theorie bleibende Geltung zu beanspruchen berechtigt scheint, darauf muß ich nachher noch zurückkommen. Jetzt aber werfe ich die Frage auf, in welchem Verhältniß dieselbe zur Sittlichkeit steht.

Ist es etwa eine nothwendige Consequenz dieser Lehre, wenn man daraus gefolgert hat, der Kampf um's Dasein müsse in der Menschenwelt auf dieselbe Weise herrschen wie in der ganzen Natur; die Wettbewerbung um's Leben müsse das treibende Motiv aller menschlichen Handlungen sein, also daß der Selbsterhaltungstrieb alle anderen höheren Triebe des Menschen sich dienstbar mache; der nackte Egoismus, der kalt berechnende Eigennutz müsse zum obersten Grundsatz werden und die Stelle des Moralprincips der Menschheit einnehmen? Ich werde im letzten Theile dieser Untersuchung auf diese Consequenz, die von vielen Darwinisten in der That gezogen worden ist, näher eingehen. Hier aber ist zunächst die Thatsache festzustellen, daß Darwin selber jene aus seiner Lehre hergeleitete Folgerung abweist. So sehr er auch bemüht ist, einen innigen Zusammenhang der Menschheit mit der thierischen Welt nachzuweisen, so viel überraschende Aehnlichkeiten, so viel blendende Analogien zwischen Beiden er auch aufzeigt und vorbringt, — er erkennt selber das Faktum, daß der Mensch das einzige Wesen ist, welches man mit Sicherheit als ein moralisches bezeichnen kann, als dasjenige an, was mehr als alles Andere den Menschen vom Thiere unterscheidet. Zwar scheut er sich nicht,

auszusprechen, daß die Nachsicht gegen Schwächlinge für die Race des Menschen im höchsten Grade schädlich sei, setzt aber sofort hinzu, daß der Schaden der schlechten Nachzucht, die durch die Erhaltung schwächlicher Kinder und durch die Fortpflanzung schwächlicher Eltern entsteht, geringer angeschlagen werde, als die eventuelle Einbuße des Instinktes der Sympathie, welcher nach ihm für die moralische Entwicklung des Menschen unentbehrlich war und ist. Er sträubt sich also auch da, wo er eine Anwendung seiner Züchtungslehre auf die Menschenwelt macht, gegen eine einseitige konsequente Durchführung derselben. Wenn dadurch etwas Schwankendes in seine Auslassungen über diese Frage kommt, so erklärt sich das wohl am besten daraus, daß er die natürliche Zuchtwahl nicht als die einzige Ursache betrachtet, durch welche die Entstehung der Arten bewirkt worden ist, daß er zwar möglichst viel aus dieser Ursache herzuleiten sucht, daß er aber, wie F. A. Lange richtig bemerkt hat, „überall da, wo er sich auf die Mitwirkung anderer, innerer Ursachen geführt sieht, diese Mitwirkung so unbefangen in seine Erklärung der Naturformen aufnimmt, daß man eher annehmen kann, er habe sie als selbstverständlich betrachtet". Wenn aber das von Darwin aufgestellte Princip der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein als ein, wenn auch nicht ausschließlich herrschendes, so doch entscheidend eingreifendes Princip bei der Erzeugung und Ausbildung der Organismen anerkannt werden muß, so muß auch sofort die Frage beantwortet werden, ob und wie weit dasselbe im sittlichen Leben des Menschen Geltung hat.

Im sozialen Leben der Menschheit hat bekanntlich von jeher der Kampf um's Dasein eine große Rolle gespielt. Eine soziale Stufe giebt es, auf welcher dieser Kampf um's Dasein im vollen Sinne des Wortes herrschend ist. Das ist die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft, wo Armuth und Hunger, Noth und Elend den Menschen tagtäglich wie ein finsterer Schatten verfolgen und die gemeine Sorge um die nothdürftige Fristung

des Lebens ihn so völlig in Anspruch nimmt, daß er alle edleren Triebe, alle höheren Bedürfnisse darüber vernachlässigt, ja ihn oft dazu treibt, auf verbrecherischen Wegen seine Nahrung zu suchen und als ein Feind der menschlichen Gesellschaft ihre Gesetze und Ordnungen mit Füßen zu treten. Wie auf dieser untersten Stufe für den redlichen Arbeitnehmer die grausamen Consequenzen des ehernen Lohngesetzes herrschen, wonach der Arbeitslohn im besten Falle dasjenige Maß erreicht, welches zur gewohnheitsmäßigen Fristung des nackten Lebens erforderlich ist, bei ungünstigen Verhältnissen aber, namentlich bei starker Vermehrung der Arbeiterzahl und des Arbeitsangebots unter dieses Maß herabsinkt, so daß in Folge dessen großes Elend und starke Sterblichkeit unter den Arbeitern entsteht, so macht sich ein ähnliches Gesetz in dem verbrecherischen Theile dieser um ihr Dasein kämpfenden Proletarier geltend. Von diesem wie von jenem Theile gehen die Schwächlinge, die Beschränkteren unter, während die Natur sich die zur Erhaltung passendsten Individuen auswählt und so auf der einen Seite eine Race körperlich energischer, zäher Arbeitnehmer, auf der anderen Seite aber eine Race abgehärteter, verschlagener Verbrecher gleichsam züchtet. Wer wüßte nicht, daß an dem massenhaften Kindersterben, das wir in den niederen Volksklassen beobachten, zwar großentheils die Nachlässigkeit, die Unsauberkeit, die Pflichtvergessenheit und Herzlosigkeit der Eltern, größtentheils aber die Noth und die Armuth schuld ist, welche nach einem harten Naturgesetze für die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft unvermeidlich ist. Wer könnte blind sein gegen das Elend, das z. B. in einer Stadt wie London in dem rauhen Kampfe um's Dasein Tausende von redlichen Arbeitern wie von verbrecherischen Subjekten übermannt, so daß die Fluthen des Weltlebens über die Versinkenden zusammenschlagen und fast nur diejenigen überleben und sich fortpflanzen, welche die zur Lebenserhaltung nützlichsten, zum Kampfe um's Dasein nothwendigsten Eigenschaften vollständig in sich ausgebildet haben, seien es nun die Eigenschaften der körper-

lichen Ausdauer, der Energie des Willens, der klugen Berechnung, der nachgiebigen Anbequemung an die Verhältnisse, oder die der tückischen Schlauheit und Verlogenheit, der verwegenen Frechheit, der vollständigen Scham- und Ehrlosigkeit. — Freilich dieser natürliche Züchtungsprozeß ist auch in den niedrigsten Schichten der Gesellschaft kein bloßer Naturprozeß, sondern es greifen andere Faktoren hemmend, beschränkend und ändernd in denselben ein. Vor Allem die barmherzige Liebe und Wohlthätigkeit ist unermüdet thätig, das Elend zu lindern und hilft oft auch einem wenig widerstandsfähigen Kämpfer um's Dasein so kräftig auf, daß er erhalten bleibt; sie schafft Kinderbewahranstalten und Versorghäuser, Waisen-, Armen- und Krankenhäuser und erhält dadurch Tausende von Schwächlingen auch in den untersten Volksklassen am Leben; sie ist bemüht, und in vielen Fällen mit Erfolg bemüht, auch in denjenigen, die durch die grausamen Nothwendigkeiten des Kampfes um's Dasein sittlich verkümmert das Bewußtsein ihrer sittlichen Bestimmung fast ganz verloren haben, dies Bewußtsein wieder lebendig und kräftig zu machen; in Schulen und Kirchen, in den mannigfaltigsten Erziehungs- und Bildungsanstalten und Vereinigungen sucht sie alle edleren Triebe des Menschenherzens auch bei denen zu wecken und zu stärken, welche in jenem Kampfe nur dem rohen sinnlichen Selbsterhaltungstriebe zu folgen lernten; und dieselbe barmherzige Liebe hält selbst über den Verbrecher, über den Sträfling wie über den Strafentlassenen, noch schützend ihre Hände und sucht ihn ebenso vor sittlichem Untergange wie vor grausamen körperlichen Mißhandlungen und leiblichem Elend zu schirmen.

Die Meinung, daß diese ganze Liebesthätigkeit vielmehr schädlich als heilsam wirke, werde ich nachher zu behandeln haben und will hier nur kurz die Ueberzeugung aussprechen, daß die freie Liebesthätigkeit einerseits, die staatliche Gesetzgebung andererseits noch viel mehr, als jetzt geschieht, thun kann und thun soll, um die im sozialen Kampfe um's Dasein unvermeidliche Noth zu

lindern. Andererseits aber gilt es, die Frage zu beantworten, ob nicht der Züchtungslehre Darwin's in dieser Beziehung auch eine scharfe sittliche Wahrheit zu entnehmen sei, ob nicht das von Darwin aufgestellte Naturgesetz und das Sittengesetz insoweit zusammenstimmen, daß es unter gewissen Umständen geradezu eine sittliche Pflicht sei, jenes Naturgesetz so walten zu lassen, daß nur die äußersten Consequenzen desselben beschränkt, eventuell aber seine züchtigenden Kräfte durch körperliche Strafen Seitens der menschlichen Gesellschaft noch verstärkt werden. Nehmen wir zur Beantwortung dieser Frage einige Beispiele aus dem Leben. Es ist eine feste sittliche Ordnung, die durch jenes Bibelwort ausgesprochen wird: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen.“ Deshalb darf der faule und liederliche Mensch nicht, wie es so häufig geschieht, durch einen bequemen Appell an die Barmherzigkeit anderer Menschen vor den naturgemäßen Folgen seiner Arbeitsscheu geschützt, sondern muß der harten Nothwendigkeit preisgegeben werden, vermöge welcher die Natur diejenigen Individuen, welche im Kampfe um's Dasein den äußeren Existenzbedingungen sich nicht anpassen, immer tiefer in's Elend sinken und zuletzt, wenn sie durch die Zucht der Noth und des Elends zur Anpassung sich nicht erziehen lassen, untergehen läßt. Es liegt in der That in der Theorie von der natürlichen Zuchtwahl ein neuer Hinweis auf die alte sittliche Wahrheit, daß auch die wohlmeinendste menschliche Liebe, wenn sie das Objekt ihrer Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit in weichlichem Humanitarismus vor den naturgemäßen Folgen seiner Fehler und Untugenden gänzlich zu bewahren sucht, dadurch nur schadet, indem sie der heilsamen Zucht, welche nach dem Sittengesetz durch die Naturgewalt leiblicher Noth, körperlicher Schmerzen geübt werden soll, hemmend und störend entgegenwirket. Darum ist meines Erachtens bei allen denen, welche nicht arbeiten *wollen* oder sonst den gesellschaftlichen und staatlichen Ordnungen sich nicht anpassen *wollen*, die Uebung der Milde und der Barmherzigkeit nur so-

weit berechtigt, als sie dieselben vor dem Hungertode, vor dem Erfrieren, überhaupt vor den völlig vernichtenden Naturfolgen ihrer Sünden bewahret. Auch da aber ist nicht zu vergessen, daß es gewisse Verbrechen giebt, gegen welche die menschliche Gesellschaft nur dadurch sich schützen kann, daß sie die derselben schuldigen Subjekte ebenso behandelt, wie die Natur Tausende und aber Tausende ihrer untauglichen Organismen, nämlich sie dem Tode überantwortet; und das ist um so berechtigter, je mehr sich in der menschlichen Gesellschaft der Glaube befestigt, daß auch nach dem Tode des menschlichen Individuums ein Fortleben desselben und eine Möglichkeit der Besserung selbst für den ärgsten Verbrecher vorhanden ist. Scheint sich doch heutzutage immer allgemeiner die Erkenntniß Bahn zu brechen, daß wir der Zeit noch sehr ferne stehen, in welcher die Todesstrafe für die menschliche Gesellschaft entbehrlich ist. Ebenso wird für die Behandlung der Verbrecher in den Strafanstalten eine schärfere Disciplin, als sie jetzt vielfach geübt wird, durch die Darwin'sche Züchtungslehre nahe gelegt, nämlich eine strenge, eventuell mit körperlicher Züchtigung verbundene Strafdisciplin gegen diejenigen Verbrecher, welche sich hartnäckig gegen die Anstaltsordnungen auflehnen, und namentlich gegen diejenigen, welche ehrlos und gewissenlos genug denken, um die Strafanstalt als eine bequeme Versorgungsanstalt anzusehen, in welcher sie auf Staatsunkosten gut gefüttert und weich gebettet werden. Denn so wenig der Staat gegen seine Sträflinge so grausam vorgehen darf, wie die Natur gegen ihre anpassungsunfähigen pflanzlichen oder thierischen Individuen, so gewiß unter den Sträflingen nicht Wenige sind, die sittlich höher stehen und achtungswerther sind, als mancher sogenannte rechtschaffene Bürger, der mit kalter Berechnung seinen Nächsten bei jeder Gelegenheit übervortheilte und verläumdete, aber mit schlauer Klugheit sich der öffentlichen Entlarvung und Bestrafung stets zu entziehen wußte, so sehr wir uns freuen, daß unsere Strafgesetzgebung Nichts mehr weiß von jenen qualvollen Martern, womit vergangene

Geschlechter die armen Opfer der Justiz oft in raffinirtester Weise mißhandelten, — ebenso zweifellos sind auch die Strafanstalten des Staates nicht dazu da, mit viel Aufwand von Geld und Arbeit ein Gesindel zu züchten, das eine stete Gefahr und ein Schandflecken für die menschliche Gesellschaft ist. Vielmehr wo die Freiheitsentziehung und die humane Zucht, welche durch die für alle Sträflinge gültigen Einrichtungen und Gesetze der Anstalt geübt wird, keine Furcht mehr erregen, vielmehr wohl gar dem Kampfe um's Dasein draußen in der Freiheit, der oft so schwere Aufgaben stellt und so ernste Arbeit erfordert, vorgezogen und als eine Prämie für alle möglichen Schandthaten betrachtet wird, da sollen unsere Zuchthäuser dem Verbrecher nur die Wahl lassen, entweder sich zu fügen und wieder ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, oder solche Strafen zu erdulden, vor denen auch ein verhärteter Bösewicht erschrickt und erbebt. — Endlich mag hier auch noch daran erinnert werden, daß die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung ein wirksames Hülfsmittel ist, dessen völlige Beseitigung nur auf Kosten der öffentlichen Sittlichkeit geschehen könnte. Mag es manche Kinder geben, bei denen dieses Erziehungsmittel nicht nothwendig ist, und soll auf der anderen Seite bei normaler Erziehung dies Mittel nur auf der ersten Stufe der Kindheit in Anwendung kommen, auf welcher das Kind für geistige Einwirkungen noch wenig Verständniß besitzt, so muß doch namentlich bei Knaben, wenn auf dieser ersten Stufe die Anwendung desselben versäumt worden und nun aus dem verzogenen Kindlein ein eitles Püppchen oder ein frecher Bube geworden ist, demselben durch den empfindlichen Naturprozeß des Hungers oder der Ruthenschläge fühlbar gemacht werden, daß weder eitle Zierpuppen, noch dummdreiste Gassenprinzen, sondern nur diejenigen, welche sich den Ordnungen der menschlichen Gesellschaft anpassen, den ernsten Kampf um's Dasein zu bestehen vermögen, nnd daß jedem Menschenkinde, auch demjenigen, welches nicht auf die unterste soziale Stufe herabsinkt, auf welcher der

Kampf um's Dasein im eigentlichen Sinne des Wortes geführt werden muß, der volle Ernst eines solchen Kampfes im höheren, geistigen Sinne zugemuthet wird und zur Behauptung seiner Menschenwürde unentbehrlich ist.

Denn ein Kampf um's Dasein ist für uns alle nothwendig in dem Sinne, daß wir alle um dasjenige, was dem Dasein erst seinen rechten Inhalt giebt und es erst werth macht, gelebt zu werden, um das Leben und den Bestand unserer sittlichen Persönlichkeit, um unsere sittliche Freiheit und Selbständigkeit kämpfen müssen. Bringen uns doch gerade die Darwin'schen Gesetze der Vererbung und Anpassung zum Bewußtsein, wie nothwendig dieser Kampf ist. Sind wir nach dem Gesetze der Vererbung das, was wir von Haus aus sind, zum großen Theile dadurch, daß wir von unseren Eltern und Voreltern bestimmt ausgeprägte, nicht bloß körperliche, sondern auch seelische Eigenschaften und Neigungen ererbt haben, so wird uns außerdem tagtäglich eine Anpassung an die äußeren, von unserem Willen unabhängigen Lebensverhältnisse angesonnen und oft genug aufgezwungen, bei welcher wir bloße Sklaven der Gewohnheit und Erzeugnisse unserer Umgebung zu werden und die sittliche Selbstbestimmung und freie Selbstbethätigung zu verlieren oder gar nicht zu erlangen in Gefahr stehen. Daß auch die Gefahr, die sittliche Freiheit gar nicht zu erlangen, den Menschen bedroht, weiß Jeder, der sich davon überzeugt hat, daß keinem Menschen diese Freiheit angeboren ist, sondern daß sie erst allmälig errungen werden muß, erkämpft sein will und dann nur durch immer neuen Kampf bewahrt werden kann. Gegenüber jenem Gesetze der Anpassung aber handelt es sich in diesem Kampfe nicht etwa ausschließlich oder auch nur vorwiegend darum, die äußeren Lebensverhältnisse so zu ändern, daß sie sich den Neigungen, dem Belieben des einzelnen Menschen anpassen. Denn einmal ist das in vielen Fällen unmöglich. Wie nach jenem bekannten Wort, Niemand „aus seiner Haut fahren" d. h. die ererbten körperlichen und geistigen Bestimmtheiten und Eigenthümlichkeiten ausziehen

kann, gleichwie man ein Kleid auszieht, so kann auch Niemand aus den äußeren Lebensverhältnissen, welche ihm durch Geburt, gesellschaftliche Stellung, Lebensschicksale bereitet worden sind, ohne Weiteres herausfahren; und was wir nicht können, sollen wir auch nicht wollen. Wiewohl Etwas an jenen Lebensverhältnissen zu ändern uns nicht nur möglich, sondern daran zu ändern, zu verbessern, zu vervollkommnen jeder Mensch bestrebt ist, sollen und dürfen wir doch keineswegs etwa nach unserer Willkür und Laune alles das daran ändern, was im Bereiche der Möglichkeit für uns liegt. Denn die Freiheit, um die wir im geistigen Kampfe um's Dasein ringen und werben, ist nicht Willkür, sondern sittliche Freiheit, das heißt, innere Gebundenheit an das von uns erkannte und anerkannte Sittengesetz, eine solche Gebundenheit daran, daß der Mensch gar nicht anders kann, als dem Sittengesetz gemäß handeln. Den Namen Freiheit aber trägt diese Gebundenheit deshalb mit vollem Rechte, weil in ihr der Mensch seinem eigenen Wesen gemäß handelt und durch nichts Anderes bestimmt wird als durch dasjenige, was den eigentlichen Kern des Menschen, sein wahres Ich bildet; denn wenn der Mensch an das Sittengesetz sich so völlig gebunden weiß, daß es ihm zur anderen Natur geworden ist, diesem Gesetze zu folgen, dann steht ja dasselbe ihm nicht mehr äußerlich gegenüber als eine überlieferte Satzung, auch nicht mehr so gegenüber, wie ein hartes Pflichtgebot, dem die Neigung des Herzens widerspricht, sondern dann ist das Sittengesetz mit den Bedürfnissen und Neigungen des Menschenherzens Eins geworden, und indem der Mensch demselben gehorcht, gehorcht er keinem fremden Zwange, sondern dem eigenen Herzen und Willen und handelt also frei. Das ist die Freiheit, um die wir kämpfen, die Freiheit, in welcher wir keineswegs allemal die äußeren Existenzbedingungen uns anzupassen streben, sondern es oft als unsere sittliche Aufgabe erkennen, uns denselben zu fügen und ihre Widerwärtigkeiten geduldig und heiteren Muthes zu ertragen, in der wir aber niemals, wie oft wir auch den äußeren

Lebensverhältnissen uns anpassen müssen, uns dem anpassen, was dem sittlich Guten widerstreitet, und durch keine Macht der Welt, durch keines Tyrannen Gewalt uns dazu zwingen lassen, sondern bereit sind, ehe wir uns zwingen lassen, lieber das ganze äußere Dasein preiszugeben, um nur uns selbst, unsere sittliche Würde unverletzt und rein zu bewahren, weil wir wissen: „das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld“. Im Kampfe um diese Freiheit ist es auch nicht so, wie in dem Kampfe um's Dasein, der in der Natur geführt wird, wo unzählige Male ein Kämpfer den anderen vernichten muß, um selber erhalten zu bleiben, und die Siege des einzelnen Individuums auf Kosten vieler anderen errungen werden. Sondern in diesem Kampfe um das geistige Dasein fördern und unterstützen alle Kämpfer einander; wenn der eine siegreich ist, ermuthigt, stärkt und fördert das viele andere; und je treuer ein Jeder um seine Freiheit kämpft, desto mehr trägt er zur sittlichen Befreiung Anderer bei. Daß wir überhaupt diesen Freiheitskampf zu führen und in demselben zwar nicht immer, aber je länger desto mehr zu siegen im Stande sind, beruht darauf, daß wir trotz aller unserer Abhängigkeit von der uns umgebenden Welt im Stande sind, die Dinge nicht unmittelbar auf uns einwirken zu lassen, sondern nur so, wie wir in den durch unser Selbstbewußtsein vermittelten Erkenntnissen derselben und Gefühlen von denselben sie auffassen und in uns aufnehmen, und daß wir, je richtiger die Auffassung der Dinge ist, die wir durch das Nachdenken unseres Verstandes und durch die Empfindungen unseres Gemüths gewonnen haben, um so leichter das sittlich Gute zu wählen und auszuführen vermögen. Daß dieses Wahlvermögen und Thatvermögen nicht absolut frei ist, soll ruhig zugestanden werden; und wie weit der Determinismus Recht hat, der die vollständige Bestimmtheit des menschlichen Willens durch gewisse seinen Motiven und Entschließungen zu Grunde liegende Ursachen behauptet, braucht hier nicht erörtert zu werden. Der Spinozistische und deshalb

deterministische Philosoph Carneri hat in seinem geistreichen, aber in allen Modefarben der Gegenwart bunt schillernden und deshalb oft unklar verschwommenen Buche über Darwinismus und Sittlichkeit seine Ansicht so ausgedrückt: „der Mensch ist dem allgemeinen Causalgesetz geistig wie physisch so unbedingt unterworfen, als das unbedeutendste Keimchen, das nichtigste Atom". Aber auch er giebt zu, daß der Mensch bei seinen Handlungen nicht bloß durch materielle Ursachen und solche Motive bestimmt wird, welche den sinnlichen Naturtrieben entstammen, sondern daß er, wenn er sittlich handelt, über diese Ursachen und Motive sich erhebt bezw. erhoben wird. Und so lange der Determinismus das zugesteht, ist die Sittlichkeit durch ihn nicht gefährdet.

Darwin, ohne sich über die deterministische Weltanschauung genauer zu erklären, erkennt die Willenskraft als eine die menschlichen Handlungen kontrolirende an und gesteht sogar die Möglichkeit zu, daß selbst streng genommen unwillkürliche Akte, wie z. B. das Aufrichten der Haare, durch die, wie er sie mit Recht nennt, „mysteriöse" Gewalt des Willens afficirt sein dürften. Ganz anders aber verhält sich die Sache, wenn ein materialistischer Determinismus das Wollen des Menschen ebenso wie sein Denken und Fühlen für das bloße Resultat mechanischer Atombewegungen erklärt. Daß damit jener sittlichen Freiheit, die mit der inneren Gebundenheit an das Sittengesetz identisch ist, jeder Boden, auf welchem sie erwachsen könnte, genommen, daß damit alle und jede Freiheit geleugnet wird, ist unzweifelhaft. Wenn der bekannte Verfasser von „Kraft und Stoff", Büchner, trotz seiner materialistischen Voraussetzungen doch schreibt: „daß in jedem einzelnen Falle nur der kleinste, häufig gar kein Spielraum für die freie Wahl übrig bleibt", so ist das eine große Gedankenlosigkeit, welche allerdings bei einem so oberflächlichen Denker, wie Büchner, nicht überraschen kann. Die richtige Consequenz seiner Voraussetzungen hat dagegen E. Häckel gezogen, wenn er der menschlichen Freiheit

keinerlei Spielraum zugesteht, sondern einfach ihr die Existenz abspricht.

III. Sehen wir uns denn jetzt den Häckel'schen sogenannten Monismus etwas näher an. Wodurch unterscheidet sich derselbe von der Lehre Darwin's?

Häckel hat diese Lehre voll und ganz acceptirt, aber theils als Naturforscher dieselbe weiter ausgeführt, theils als Philosoph die weittragendsten Schlüsse aus derselben gezogen.

Was das Erste betrifft, hat Häckel bekanntlich viele neue Beweisgründe für die Darwin'sche Züchtungslehre beigebracht, und namentlich an den Kalkschwämmen nachgewiesen, daß man dieselben nach Belieben in 3 oder 21 oder 111 oder 289 oder 591 Spezies unterscheiden oder alle von einer einzigen Stammform ableiten könne, daß also bei dieser Thiergruppe die einheitliche Abstammung aller Arten derselben sich klar herausstelle, und daß überhaupt der Begriff der Spezies kein absoluter, sondern ein relativer Begriff sei. Er hat außerdem durch die Entdeckung von allereinfachsten einzelligen Organismen, den Moneren, strukturlosen Organismen ohne Organe, deren Existenz gesichert bleibt, „gleichviel ob der Bathybius existirt oder nicht", die Theorie von der natürlichen Zuchtwahl wesentlich verstärkt. Er hat auch vollständige Stammbäume der Organismen aufgestellt, und danach sollen unter Anderen auch die Würmer zu unseren Voreltern gehören, was ihn zu einem burschikosen Hinweis darauf Anlaß gegeben hat, daß man ja noch heute kleine Kinder als Würmer bezeichne. Aber er selber hat sich ausdrücklich dagegen verwahrt, daß diese Stammbäume als wissenschaftlich erwiesene Wahrheiten oder gar als unfehlbare Dogmen von ihm aufgestellt seien; es seien das nur Hypothesen, und zwar heuristische, d. h. zur Auffindung der Wahrheit dienliche Aufstellungen. Dagegen als eine naturwissenschaftlich erwiesene neue Wahrheit hat Häckel den Satz aufgestellt, daß die Keimesgeschichte ein Auszug der Stammesgeschichte sei, daß der individuelle Organismus bei seiner embryonalen

Bildung in gedrängter Kürze dieselben Verwandlungen durchmache, welche die thierischen Vorfahren desselben vor längst vergangener Zeit durch Anpassung und Vererbung durchgemacht haben. Er nennt das den Parallelismus zwischen Ontogenie oder Embryologie (Entstehung des Einzelwesens) und Phylogenie (Entstehung der ganzen Art, des ganzen Stammes), behauptet aber dabei, dieser Parallelismus zeige eine verfälschte Entwickelung der Organismen, weil er nicht konsequent durchgeführt sei, wobei der unbefangene Leser sich unwillkürlich fragt, ob man nicht, anstatt die Natur einer Fälschung zu beschuldigen, vielmehr Denjenigen, der das zu thun wagt, einer Fälschung, zwar nicht einer absichtlichen, aber doch einer bei wissenschaftlicher Besonnenheit unschwer zu vermeidenden Fälschung der Natur beschuldigen müsse. Häckel selber legt übrigens so wenig Gewicht auf diese von ihm behauptete Fälschung der Natur, daß er die Ontogenie einfach eine Recapitulation der Phylogenie nennt, gegen welche Behauptung, ganz abgesehen von den philosophischen Bedenken, zu welchen dieselbe Anlaß giebt, von einem namhaften Naturforscher, Carl Voigt, geltend gemacht wird, daß die Organisation eines einzelnen Thieres das Resultat nicht bloß des allgemeinen Planes, welcher der ganzen betreffenden Thierklasse zu Grunde liege, sondern auch des speziellen Planes sei, welcher dem einzelnen thierischen Individuum seinen bestimmteren Charakter gebe, also nicht als eine bloße Wiederholung, Recapitulation des Organisationsplanes der ganzen Klasse aufgefaßt werden dürfe.

Was aber die naturphilosophischen Folgerungen betrifft, die Häckel aus der Darwin'schen Lehre hergeleitet hat, so ist zunächst zu konstatiren, daß nach ihm die durch die Züchtungslehre Darwin's aufgezeigten Naturgesetze, also namentlich die Gesetze der Anpassung und Vererbung die einzigen sein sollen, durch welche die Entwickelung der Arten aus einander von der untersten Stufe bis zum Menschen bewirkt worden ist, daß also, da nach Häckel die Anpassung, ebenso wie die Vererbung, durch bloß äußerliche, materielle

Umstände, Vorgänge und Einwirkungen verursacht wird, die ganze Entwickelungsreihe der Naturformen „von dem Falle des rollenden Steines bis zum Wachsen der Pflanze und dem Bewußtsein des Menschen“ auf materielle Bewegungen „durch Mechanik der Atome“ zurückzuführen ist. Häckel hat namentlich in seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ diese naturphilosophischen Konsequenzen der Darwinschen Theorie ausführlich dargelegt, und Darwin hat jenes Häckel'sche Werk mit so warmer Anerkennung öffentlich begrüßt, daß es den Anschein gewinnen könnte, als wolle er nicht bloß dem Naturforscher Häckel, sondern auch den philosophischen Aufstellungen des Verfassers zustimmen. Aber Darwin sagt in der That von Häckel nur: „fast alle die Folgerungen, zu denen ich gekommen bin, finde ich durch diesen Forscher bestätigt, dessen Kenntnisse in vielen Punkten viel reicher sind, als meine“ Er spricht also nur von den Folgerungen, zu denen er selber in seinem ersten Werke über den Ursprung der Arten gekommen war, und die nicht philosophische, sondern naturwissenschaftliche waren; und nur von den Kenntnissen Häckel's sagt er, daß sie die seinigen an Reichthum übertreffen, meint aber offenbar damit die Kenntnisse des Naturforschers Häckel, nicht die vermeintlichen Erkenntnisse des Naturphilosophen Häckel. Außerdem hat Darwin Aeußerungen genug veröffentlicht, welche eine mit dem Monismus Häckel's völlig unvereinbare Weltanschauung bekunden; und überall, wo er auf die letzten Gründe alles Seins und auf die allgemeinen philosophischen Fragen zu sprechen kommt, von deren Beantwortung das Recht oder Unrecht der Häckel'schen Weltanschauung abhängt, zeigt Darwin eine gewisse Scheu davor, sich klar und bestimmt auszusprechen; und diese Zurückhaltung des Urtheils scheint bei ihm weniger aus dem Bestreben, den in England herrschenden kirchlichen Anschauungen Rechnung zu tragen, als vielmehr aus dem Gefühl hervorzugehen, daß er nicht genug philosophisch geschult ist, um über jene Fragen ein sicheres Urtheil abgeben zu können. Häckel dagegen scheint von dem Gefühle eines ihm anhaftenden

Mangels an philosophischer Schulung nichts zu wissen. Er ist von der Unfehlbarkeit seiner monistischen Philosophie so fest überzeugt, daß er den dreiundzwanzigsten Vortrag seiner Schöpfungsgeschichte mit den Worten schließt: „Die Empfänglichkeit für die Entwickelungstheorie und für die darauf gegründete monistische Philosophie bildet den besten Maßstab für den geistigen Entwickelungsgrad des Menschen." Er verweist also ohne viel Federlesens alle Gegner seiner Naturphilosophie unter die auf einer niedrigen Stufe geistiger Entwickelung stehengebliebenen Menschen. Ueberhaupt ist die Zuversichtlichkeit und der absprechende Ton seiner Behauptungen namentlich für seine naturphilosophischen Auseinandersetzungen charakteristisch, und das insbesondere da, wo er gegen die teleologische Weltanschauung zu Felde zieht, d. h. gegen diejenige Betrachtungsweise der Welt, welche in derselben Zweckmäßigkeit und Planmäßigkeit und eine von Vernunft geleitete Entwickelung zu einem vorher gesetzten Ziele findet. Er erklärt kurzweg, daß die mechanische oder monistische Auffassung der Organismen „allein richtig", und daß die herrschende teleologische Beurtheilung derselben „völlig falsch" ist.

An der Hand der Entwickelungsgeschichte, behauptet er, „überzeugen wir uns, daß gleich allen anderen Organen auch die höchst zweckmäßig eingerichteten und bewunderungswürdig zusammengesetzten Sinnesorgane ohne vorbedachten Zweck entstanden sind." Er schreibt: „Jene vielgerühmte Zweckmäßigkeit in der Natur ist überhaupt nur vorhanden für Denjenigen, welcher die Erscheinungen im Thier- und Pflanzenleben durchaus oberflächlich betrachtet. . . . . . Jeder aber, der tiefer in die Organisation und Lebensweise der verschiedenen Thiere und Pflanzen eindringt, ... kommt nothwendig zu der Anschauung, daß diese Zweckmäßigkeit nicht existirt, so wenig als etwa die vielgerühmte Allgüte des Schöpfers." Und er fährt fort: „Diese optimistischen Anschauungen haben leider ebenso wenig reale Begründung, als die beliebte Redensart von der „sittlichen Weltordnung", welche durch die ganze Völkerge-

schichte in ironischer Weise illustrirt wird. . . . . . Nirgends in der Natur, wohin Sie auch Ihre Blicke lenken mögen, ist jener idyllische, von den Dichtern besungene Friede, vielmehr überall Kampf, Streben nach Vernichtung des Nächsten und nach Vernichtung der direkten Gegner. Leidenschaft und Selbstsucht, bewußt oder unbewußt, ist überall die Triebfeder des Lebens.“ Und diesem Satze fügt Häckel ausdrücklich hinzu, daß der Mensch „auch in dieser Beziehung keine Ausnahme von der übrigen Thierwelt bildet.“ Nach Häckel ist der Wille des Menschen von dem der höheren Thiere nur quantitativ, nicht qualitativ verschieden, und so wenig ist der menschliche Wille jemals frei, daß „die Veränderungen der Willensbewegungen . . . . unter die materiellen Vorgänge der gehäuften Anpassung gerechnet werden müssen.“ Da ihm der Mensch „nur ein durch die natürliche Züchtung entstandenes, höher entwickeltes Wirbelthier ist, und alle die interessanten Erscheinungen des Menschenlebens aus der großen bewirkenden Ursache jener natürlichen Züchtung erklärbar sind, so muß die ganze Völkergeschichte „oder die sogenannte „Weltgeschichte“ durch natürliche Züchtung erklärbar sein;“ und was das heißen soll, darüber spricht er sich mit der größtmöglichen Deutlichkeit aus, wenn er die ganze Weltgeschichte einen „physikalisch-chemischen Prozeß“ nennt, „der auf der Wechselwirkung der Anpassung und Vererbung in dem Kampfe der Menschen um's Dasein beruht.“

Wodurch aber begründet Häckel diesen seinen physikalisch-chemischen Monismus? Er glaubt diese Begründung in der von Darwin reformirten Abstammungslehre gefunden zu haben. Denn durch dieselbe wird es, wie er meint, „zum erstenmal möglich“, zu beweisen, „daß alle Naturkörper, die wir kennen, gleichmäßig belebt sind, daß der Gegensatz, welchen man zwischen lebendiger und todter Körperwelt aufstellte, nicht existirt, und daß „die Empfindung oder die Gedankenbildung des Menschen“ nicht mehr und nicht minder „eine mechanische Lebenserscheinung ist, als wenn ein Stein, frei in die Luft geworfen, nach bestimmten

Gesetzen zur Erde fällt.“ Nach Häckel ist es nämlich der Kohlenstoff, welcher „bei allen uns bekannten Thier- und Pflanzenkörpern die größte Rolle spielt“, und durch dessen Verbindung mit Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, wozu sich meist auch noch Schwefel und häufig Phosphor gesellt, „jene äußerst wichtigen Verbindungen entstehen, die eiweißartigen Verbindungen oder Albuminkörper.“ Die von Häckel entdeckten einfachsten Organismen aber, die „Moneren“, bestehen aus weiter nichts, als aus einem festflüssigen, eiweißartigen Klümpchen. Nun ist zwar, wie Häckel selbst zugesteht, die Entstehung eines solchen Organismens aus unorganischer Materie, wie z. B. der Kohlenstoff es ist, noch nicht nachgewiesen; aber da nach ihm der Kohlenstoff die eigenthümliche materielle Zusammensetzung der Organismen bedingt, so erklärt Häckel die eigenthümlichen, chemisch-physikalischen Eigenschaften des Kohlenstoffs, und namentlich den festflüssigen Aggregatzustand und die leichte Zersetzbarkeit der höchst zusammengesetzten eiweißartigen Kohlenstoffverbindungen für die mechanischen Ursachen jener eigenthümlichen Bewegungserscheinungen, durch welche sich die Organismen von den Anorganen unterscheiden, und die man im engeren Sinne „das Leben“ zu nennen pflegt. Wie Häckel auf diese Weise, viel mehr durch philosophische Voraussetzung, als durch naturwissenschaftliche Beweise die Entstehung des Lebens und der Organismen aus dem anorganischen Stoff zu begründen versucht hat, ebenso sucht er die Entstehung der Empfindung und des Bewußtseins aus mechanischen Ursachen nachzuweisen. Er hat den bekannten Naturforscher Du Bois Reymond deßhalb, weil derselbe öffentlich bekannt hatte, daß die Entstehung der Empfindung und des Bewußtseins nicht nur jetzt noch unbegreiflich sei, sondern auch unbegreiflich bleiben werde, um dieses Bekenntnisses willen in eine Linie mit der schwarzen Internationale und den Vertretern der Geistesknechtschaft und Lüge gestellt, und hat seinerseits die Grenze zwischen empfindenden und empfindungslosen Wesen dadurch verwischen wollen, daß er schon den niedrigsten Organismen

und jeder einfachen Zelle Empfindung und Bewußtsein zuschreibt. In seinem Vortrage über Zellseelen und Seelenzellen unterscheidet er zwischen der Centralseele des ganzen vielzelligen Organismus und den besonderen Einzelseelen, den Zellseelen, und jede einzelne Zellseele hat nach ihm „ihren besonderen persönlichen Willen und ihre besondere persönliche Empfindung“. Empfindung und Bewußtsein ist also nach Häckel schon den niedrigsten Lebensformen eigen. Ohne aber auf den Unterschied des Selbstbewußtseins von dem Bewußtsein einzugehen, und ohne auf die sittliche Selbstbestimmung des Menschen sich weiter einzulassen, als daß er dem menschlichen Willen die Freiheit abspricht, glaubt er, „alle die interessanten Erscheinungen des Menschenlebens“ aus der Mechanik der Atome erklärt und sich das Recht erworben zu haben, die ganze Weltgeschichte als einen physikalisch-chemischen Prozeß zu bezeichnen. Denn die physikalisch-chemischen Eigenschaften des Kohlenstoffs sind ja nach Häckel die mechanischen Ursachen des Lebens, das zunächst in den einfachsten Organismen als Zellseele in die Erscheinung tritt. Auch das Ei aber, aus welchem der Mensch entsteht, ist eine einfache Zelle gleich dem Ei aller anderen Thiere, und die befruchtete menschliche Eizelle besitzt bereits jene psychischen Eigenschaften virtuell, welche die individuelle menschliche Person charakterisiren und welche bei dem Neugeborenen aktuell in die Erscheinung treten. Folglich ist mit Hülfe des Kohlenstoffs und der Zellseele der Mensch und mit ihm die ganze Weltgeschichte auf rein materielle und mechanische Ursachen zurückgeführt; und Häckel erklärt alle, auch die komplicirtesten Erscheinungen des psychischen wie des physischen Lebens für „höchst einfach“.

So entpuppt sich dieser Monismus, der uns im Gegensatz zu jedem Dualismus die wahre Einheit der Welt zu enthüllen verheißt, als Materialismus, wie Häckel selbst für denselben auch den Namen „naturwissenschaftlicher Materialismus“ gebraucht. Denn es soll zwar nach ihm jedes Ding beseelt sein, aber diese

Beseelung ist, wie er selber sagt, nichts weiter als eine eigenthümliche Erscheinung mechanischer Bewegungen der materiellen Atome. Also ist und bleibt die Materie das Eins und Alles, worauf dieser Monismus immer wieder rekurrirt und wodurch er Alles erklären will, ja, Alles erklären!

Nur daß allerdings Häckel selber zugesteht, daß eine Urzeugung, die elternlose Zeugung organischen Lebens, noch nicht beobachtet und trotz aller sorgfältigsten und scharfsinnigsten Experimente noch in keinem chemischen Laboratorium gelungen ist. Aber nicht bloß die Entstehung des niedersten Organismus, der einfachen Zelle, bleibt noch dunkel, sondern diese einfache Zelle selber ist, wie Häckel Virchow gegenüber es ausspricht, keine sichere, unzweifelhafte Thatsache, sondern eine Abstraktion, ein philosophischer Begriff; so daß wir natürlich uns sofort fragen: Wenn die Zelle nur ein philosophischer Begriff ist, wie kann Häckel dann einem philosophischen Begriff eine Seele beilegen und jeder einzelnen Zellseele „persönlichen Willen" und „persönliche Empfindung" zuschreiben? Wie kann er von einer Abstraktion, von der es noch unsicher und zweifelhaft ist, ob sie überhaupt berechtigt ist, so große Dinge aussagen, und dann aus diesen Aussagen alsbald folgern, daß alle Lebenserscheinungen „höchst einfach" zu erklären sind. Was ist denn eigentlich erklärt, wenn selbst die Erklärung der einfachsten Lebenserscheinungen nicht auf sicheren, unzweifelhaften Thatsachen, sondern nur auf eine philosophische Annahme, auf eine Abstraktion sich stützt? Steht es aber mit den Atomen nicht ebenso wie mit den Zellen? Sind nicht auch die Atome, aus welchen als den letzten untheilbaren Theilchen, die ganze materielle Welt bestehen soll, nur ein philosophischer Begriff, und zwar ein solcher, welcher die Grenze bezeichnet, welche dem menschlichen Erkennen gesteckt ist? Mag immerhin die Atomentheorie eine heuristische Hypothese sein, welche sich bis jetzt in der Wissenschaft ausgezeichnet bewährt hat, wir stoßen doch bei derselben, sobald wir sie uns vorstellig machen wollen, auf die größten Schwierigkeiten?

Ganz abgesehen von der Verschiedenheit der Auffassung der Atome in der Chemie einerseits, in der Physik andererseits, bleibt die Frage ungelöst, ob das Atom ein räumliches oder ein unräumliches Ding ist; denn wenn es ein räumliches ist, also einen bestimmten Raum einnimmt, so bleibt vollständig unerklärt, warum es nicht theilbar, sondern untheilbar sein soll; ist es aber unräumlich, so ist nicht einzusehen, wie die den Raum erfüllende materielle Welt aus unräumlichen Theilchen bestehen könne.

Was ferner die Häckel'sche Kohlenstofftheorie betrifft, so tritt uns in derselben einmal wieder ein flagranter Fall von der schon gerügten Verwechselung der beiden Begriffe „Bedingung" und „Ursache" entgegen. Denn daraus, daß der Kohlenstoff „die eigenthümliche materielle Zusammensetzung der Organismen bedingt", folgert er ohne Weiteres, daß „lediglich die eigenthümlichen chemisch-physikalischen Eigenschaften des Kohlenstoffs, und namentlich der festflüssige Aggregatzustand und die leichte Zersetzbarkeit der höchst zusammengesetzten eiweißartigen Kohlenstoffverbindungen, die mechanischen Ursachen" der organischen Lebenserscheinungen sind. Bekanntlich sind alle Kräfte der Welt bedingte Kräfte, d. h. jede einzelne Kraft wird nur dadurch eine wirksame, thätige Kraft, daß sie mit einer anderen Kraft in Verbindung tritt, welche mit ihr zusammenzuwirken vermag und zusammenwirkt. Es heiße also die eine Kraft a; die andere, von deren Mitwirkung die Wirkung von a bedingt ist, heiße b. Wenn nun Jemand nachgewiesen hat, daß für das durch a Bewirkte die Mitwirkung von b unerläßliche Bedingung war, mit welchem Rechte darf er dann sagen, daß jenes Bewirkte nicht von a sondern „lediglich" von b verursacht war, und daß die Kraft a gar nicht existire und nicht existiren könne, deßhalb weil er sie nicht mit den Sinnen wahrnehmen, nicht messen und nicht wägen, mit dem Mikroskop so wenig wie mit dem Fernrohr sie entdecken könne? Das aber sagt Häckel, wenn er „lediglich" den Kohlenstoff, ohne den die Lebenserscheinungen der Organismen nicht zu Stande kommen

können, zur bewirkenden Ursache dieser Erscheinungen macht. Außerdem hat er nur die materielle Zusammensetzung der Organismen durch den Kohlenstoff bedingt sein lassen; und daraus folgert er, daß die Lebenserscheinungen der Organismen, deren Identität mit der materiellen Zusammensetzung derselben ganz willkürlich vorausgesetzt wird, durch den Kohlenstoff nicht bloß bedingt oder mitverursacht, sondern „lediglich" verursacht seien.

In ganz ähnlicher Weise operirt Häckel und mit ihm mancher andere Darwinistische Naturforscher da, wo es sich um die Entstehung der Empfindung, des Bewußtseins und des menschlichen Selbstbewußtseins und Denkens handelt. Was Karl Voigt längst der Welt verkündigt hat, daß die menschlichen Gedanken, weil sie nicht ohne das Gehirn entstehen können, deßhalb vom Gehirn als der einzigen bewirkenden Ursache erzeugt werden, was also ein angesehener Naturforscher mit einer dem oberflächlich Denkenden imponirenden Zuversichtlichkeit vorgemacht hat, das machen zahlreiche Darwinisten, viel Darwinischer als der Meister, nach dem sie sich nennen, heute getreulich nach, und die bedingende, mitwirkende Ursache für die alleinige erklärend, läugnen sie einfach das Vorhandensein derjenigen Ursache, welche allerdings ihrem Wesen nach sinnlich unfaßbar und für unsere menschliche Erkenntniß nie ganz zutreffend definirbar, dennoch die eigentlich bewirkende Ursache derjenigen Erscheinungen ist, welche die Herren erklären wollen. Weil nämlich Empfindung und Bewußtsein nicht entstehen können ohne die ihre Entsteheng bedingende Mitwirkung mechanischer Bewegungen materieller Kräfte oder Atome, folgern sie sofort, daß Empfindung und Bewußtsein „lediglich" durch diese mechanischen Bewegungen materieller Atome verursacht worden seien. Wiederum weil das Selbstbewußtsein des Menschen nicht entstehen kann, ohne diejenigen Vorgänge, welche die Entstehung des thierischen Bewußtseins nothwendig begleiten müssen, wird sofort auch das menschliche Selbstbewußtsein auf rein mechanisch wirkende Ursachen zurückgeführt; und weil die ganze Weltgeschichte in der That, wie

jedes Kind sich sagen kann, nicht möglich gewesen wäre ohne den physikalisch-chemischen Prozeß, welcher sich in den für den Menschengeist unentbehrlichen materiellen Gebilden und körperlichen Organen vollzieht, erklärt Häckel und mit ihm eine große Schaar gläubiger Nachbeter die ganze Weltgeschichte für einen physikalisch-chemischen Prozeß.

Einen anderen Trugschluß läßt Häckel sich zu Schulden kommen dadurch, daß er, sobald ihm der Nachweis einer allmälig aufsteigenden Entwickelung des Organischen aus dem Anorganischen, des Bewußten aus dem Unbewußten, des Menschlichen aus dem Thierischen gelungen ist oder gelungen zu sein scheint, daraus sofort folgert, daß die einzige Ursache jeder höheren Lebenserscheinung das Anorganische und die Mechanik seiner Atome sei. So noch in seiner neuesten Schrift, wo er erklärt: weil das Bewußtsein im Kinde allmälig entstehe und weil bewußte Handlungen wieder unbewußte werden, weil also allmälige Uebergänge von unbewußten zu bewußten Zuständen sich zeigen, so „dürfen wir den Schluß ziehen, daß das Bewußtsein eine physiologische Funktion des Organismus, eine mechanische Arbeit der Zellen" sei. Freilich, wie wenig er durch das Aufzeigen jener allmäligen Uebergänge gewonnen hat, wie weit er trotzdem von einer wirklichen Erklärung der Sache entfernt geblieben ist, muß er unwillkürlich, nachdem er jenen kühnen Schluß gezogen, wieder zugestehen, indem er die Entstehung des Bewußtseins ein Problem nennt, das nur ein spezieller Fall sei von dem Hauptproblem, nämlich der Frage nach dem Zusammenhang von Materie und Kraft, und dann hinzufügt: „Wenn wir im Stande wären, die Kraft als eine nothwendige Funktion der Materie zu verstehen, so würden wir auch das Bewußtsein als eine nothwendige Funktion gewisser Zellen erklären können." Jetzt aber, so setzt der Leser für sich hinzu, sind wir dazu noch nicht im Stande; folglich ist das Bewußtsein noch unerklärt, und wenn Häckel dasselbe eine physiologische Funktion des Organismus, eine mechanische Arbeit der Zellen nennt, so ist das

Nichts als eine jener unberechtigten Behauptungen, in welchen er mit solchen Formeln, wie z. B. „wir müssen annehmen", „wir dürfen den Schluß ziehen", als bewiesen vorauszusetzen liebt, was er erst noch zu beweisen hätte, aber niemals wird beweisen können.

Allmälige Uebergänge von einem Zustand zum anderen beweisen allerdings einen inneren Zusammenhang der betreffenden Zustände, aber keineswegs, daß durch rein mechanische Ursachen der Uebergang von dem einen Zustand zum andern bewirkt wird, und am allerwenigsten dann, wenn aus niederen höhere, aus anorganischen organische, aus organischen geistige Zustände sich entwickeln. Vielmehr wird jedes tiefere Nachdenken gegenüber der Behauptung, daß lediglich die niederen Stoffe und Kräfte die hervorbringenden Ursachen der höheren seien, immer wieder die Frage aufwerfen, woher es denn komme, daß in der Wirkung Etwas liegen soll, wovon in der Ursache Nichts vorhanden war, eine Frage, die niemals befriedigend beantwortet werden kann, weil der Menschengeist niemals wird anzuerkennen vermögen, daß Etwas, was nicht schon in der Ursache mitgesetzt und mitwirksam war, in der Wirkung vorhanden sei, daß also namentlich ein geistiges Leben in dem bewirkten Zustande zu Tage treten könne, wenn nicht schon in den verursachenden Faktoren ein geistiger mitgesetzt und mitthätig war.

Doch wie? soll nicht die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Zuchtwahl auf solche Fragen und Bedenken die befriedigende Antwort, die alle Bedenken zerstreuende Erklärung geben? Nur schlimm, daß diese Lehre selber, sobald man sie mit Häckel zu einem Mädchen für Alles macht und ihr die ganze und alleinige Erklärung des Welträthsels aufhalst, in Widersprüche verwickelt wird und ihre besten Stützen verliert. So groß der Werth und die Bedeutung der Darwin'schen Lehre bleibt, so lange man in derselben nur einen Theil der Faktoren nachgewiesen findet, durch welche die jetzige organische Welt entstanden ist, so unsicher

und zweifelhaft wird überhaupt die ganze Lehre, wenn man die von ihr aufgezeigten bei der Entstehung der Arten wirksamen Faktoren als die einzigen, die überhaupt vorhanden sind, hinstellt. Darwin hat das bekanntlich so wenig gethan, daß er nicht nur ausdrücklich erklärt, die natürliche Zuchtwahl sei nicht das einzige Mittel der Abänderung der Lebensformen gewesen, sondern, daß er einmal geradezu schreibt: „wir wissen ganz und gar Nichts über die Ursachen, welche unbedeutende Abänderungen oder individuelle Verschiedenheiten veranlassen." Sein Landsmann Wallace aber, mit ihm gleichzeitig der intellektuelle Urheber der Lehre von der natürlichen Züchtung, hat dem in dieser Lehre aufgezeigten Faktor nur die Bedeutung eines Regulators zugeschrieben, also als selbstverständlich vorausgesetzt, daß noch ganz andere Kräfte, als die dort nachgewiesenen materiellen und zufälligen, bei der Entstehung und Ausbildung der Organismen mitwirken. Wenn nun im Gegensatze dazu Häckel und die in seinem Sinne sich Darwinisten nennen, die Mitwirkung anderer von jenen materiellen Kräften verschiedener Faktoren läugnen und behaupten, die Ursache der Veränderung der Organismen und der Entstehung der Arten sei nur die Veränderung oder Umwälzung der äußeren Existenzbedingungen, die dadurch bewirkte äußere Anpassung und die gleichfalls auf rein materielle Kräfte zurückzuführende Vererbung, erheben sich sofort unüberwindliche Bedenken gegen die derartig zugespitzte Züchtungslehre.

Die oben (S. 30 ff.) von mir angeführten naturwissenschaftlichen Einwendungen gegen Darwin's Lehre nämlich, sobald man noch andere mitwirkende Faktoren, und nicht bloß äußere, sondern auch innere, ideelle Faktoren als bei der Entstehung der Arten mitwirkende anerkennt, erledigen sich zum Theil ganz, wie z. B. diejenige, daß sich viele Charakterzüge in der Bildung der Organismen finden, von welchen sich nicht nachweisen lasse, daß sie im Kampfe um's Dasein einen Nutzen gewähren, und welche trotzdem nicht rudimentär geworden sind, oder die andere, daß im Kampfe um's

Dasein nur physiologische, nicht morphologische Abänderungen nothwendig seien; zum Theil aber wird die Darwin'sche Lehre durch jene Einwände nur modificirt, namentlich dahin, daß nicht bloß, wie Darwin will, minimale Abänderungen der organischen Individuen, sondern auch größere, gleichsam sprungweise eintretende Abänderungen derselben angenommen werden müssen. Dagegen behalten alle jene Einwendungen ihr volles Gewicht für den Häckel'schen Darwinismus. Hier sei namentlich hingewiesen auf die sog. spontanen Abänderungen, von welchen Darwin selber sagt, daß dieselben „vielmehr von der Constitution des Organismus abhängen, als von der Natur der Bedingungen, welchen derselbe ausgesetzt war", also nicht durch den Kampf um's Dasein, sondern nur durch ein inneres Entwickelungsgesetz erklärt werden können. Einen schlagenden Beleg dafür giebt F. A. Lange in seiner Geschichte des Materialismus, einen Beleg, den er der natürlichen Schöpfungsgeschichte Häckel's selbst entnommen hat, aber so, daß er die Consequenzen, von denen Häckel Nichts sagt, aus demselben zieht. Es ist das die Umwandlung eines Kiemenmolchs, des Axolotl, in eine kiemenlose Molchform, welche im Pariser Pflanzengarten plötzlich, nachdem sie das Wasser, worin sie als Kiemenmolch geathmet, verlassen und die Kiemen verloren hatte, anfing durch Lungen zu athmen. Mit Recht sagt Lange von dieser Umwandlung, dabei könne von Zuchtwahl oder Kampf um's Dasein nicht mehr die Rede sein, und Niemand werde glauben, daß dieselbe eine zufällige sei, neben welcher ebenso gut beliebige andere hätten eintreten können, sondern man sehe, daß hier eine Bewegung auf einer gleichsam vorgezeichneten Bahn zurückgelegt wurde. Häckel aber beruft sich zur Erklärung dieser Wandlung auf dasjenige, was er zu Anfang seiner Schöpfungsgeschichte gesagt hat, daß die individuelle Entwickelungsgeschichte eine kurze und schnelle Wiederholung oder Rekapitulation der Phylogenie, der Entwickelungsgeschichte des ganzen Stammes sei. Aber ist denn damit Etwas erklärt? Oder ist nicht vielmehr dadurch der vorliegende Thatbestand nur noch unerklär-

licher geworden? Häckel sagt, eine solche Verwandlung erkläre sich dadurch, daß in der Entwickelung des einzelnen Organismus sich in gedrängter Kürze die Stadien, welche früher die ganze Ahnenreihe derselben durchlaufen hat, rekapituliren müssen. Aber warum müssen sie das? Darauf hat Häckel keine Antwort; davon hat er keinen Begriff, und „wo die Begriffe fehlen, da stellt zu rechter Zeit ein Wort sich ein", in diesem Falle das Wort „Rekapitulation", das O. Vogel in seinem 1877 erschienenen scharfsinnigen Vortrag über „Häckel und die monistische Weltanschauung" mit Recht als einen bloßen Namen, als „eine echt scholastische facultas occulta" bezeichnet hat.

Oder ist etwa damit etwas erklärt, wenn Häckel diese Rekapitulation oder Wiederholung eine „durch die Gesetze der Vererbung und Anpassung bedingte" nennt? Das ist so wenig der Fall, daß im Gegentheil die Gesetze der Vererbung und Anpassung selbst für den Häckel'schen Monismus vollständig unerklärlich werden. Denn nach diesem Monismus soll ja kein Plan, keine Vernunft, keine Logik in der Entwickelung der Dinge walten, und ebenso wenig der Entwickelung derselben ein Ziel gesetzt sein, dem sie zustreben; vielmehr planlos, ziellos, zwecklos verläuft der ganze Weltprozeß; also liegt auch den Gesetzen der Vererbung und Anpassung kein Plan zu Grunde, nach welchem sie einem bestimmten Ziele zustreben, kein ideeller Faktor, in dessen Dienste sie stehen; und deßhalb bleibt nun die Ursache, warum sie gerade so und nicht anders wirken, vollständig räthselhaft. Daß die Vererbung durch einen physikalisch-chemischen Prozeß bedingt ist, erklärt doch wahrlich noch nicht die Ursache derselben, und nimmt ihr ebenso wenig „sehr viel von dem Räthselhaften und Wunderbaren", das sie, wie Häckel sagt, „auf den ersten Blick für den Laien besitzt". Vielmehr, daß alle Eigenschaften des mütterlichen Organismus und die wesentlichen Eigenschaften des väterlichen Organismus auf den kindlichen übertragen werden, das ist, wenn man mit Häckel nur mechanische und materielle, planlos und ziellos

wirkende Ursachen dafür annimmt, ein viel krasseres Wunder, als jemals eins vom Aberglauben ersonnen worden ist. Und woher kommt es denn, daß der ganze Charakter, die typische Einheit des Individuums sich nicht nur auf seine Nachkommen vererbt, sondern sich auch dann noch erhält, wenn die physikalisch-chemischen Bedingungen, unter welchen die Nachkommen leben, völlig andere sind, als die, denen das erzeugenden Individuen unterworfen war? Woher kommt es, daß die Anpassung der Individuum an die gegebenen Verhältnisse noch eine andere Grenze hat als die durch das Nützlichkeitsprinzip gegebene? warum verändern sich die Individuen nicht so lange immer weiter, als es ihnen im Kampfe um's Dasein Nutzen bringt? woher die Erscheinung, daß sie bei einer bestimmten Grenze ihrer Variation stehen bleiben, selbst wenn sie dadurch in Nachtheil kommen und untergehen, einer Grenze, die ihnen von außen oder durch zufällige, mechanische Wirkungen nicht gesteckt ist?

Die allereinfachsten Vorgänge bleiben dem Verständniß vollständig verschlossen, wenn man mit Häckel alle Planmäßigkeit und Zielstrebigkeit in der Natur läugnet. Nicht nur das, daß ein komplicirter vielzelliger Organismus aus einem einfachen einzelligen hervorgeht, eine Thatsache, die Häckel selbst einmal „ein unglaubliches Wunder“ nennt, sondern überhaupt jede organische Fortpflanzung wird für Häckel ein „unglaubliches Wunder“. Die Fortpflanzung einer Monere geschieht nach Häckel, wenn dieselbe, nachdem sie durch Aufnahme fremder Eiweißmaterie eine gewisse Größe erhalten hat, in zwei oder vier oder noch mehr Stücke zerfällt, welche bald als selbständige Individuen erscheinen. Aber auf die Fragen, warum sich die Monere überhaupt theilt, warum sie sich erst dann theilt, wenn sie eine gewisse Größe erreicht hat, und wer das Maß dieser gewissen Größe bestimmt, warum sie sich grade in zwei oder mehrere ihr selber völlig nachgebildete Organismen theilt; warum diese, wie alle Organismen, der Ernährung bedürfen, während die Anorgane ohne dieselbe fortbestehen, warum bei der Ernährung

trotz des häufigen totalen Stoffwechsels die typische Einheit des Ganzen, der Charakter, die Gestalt dieselben bleiben, auf solche und viele ähnliche Fragen weiß Häckel keine Antwort. Oder soll das die Antwort sein, daß er behauptet, jede Zelle habe eine Seele und jede Zellseele Empfindung und Willen? Aber durch diese Hypothese, die dem Vorwurf des Phantastischen selbstverständlich nicht entgehen kann, wird die Sache, um die es sich handelt, in keiner Weise aufgeklärt. Denn die Hauptfrage ist, wie es denn zugeht, daß diese Zellseelen, die nach Häckel, wie alle anderen Kräfte des Universums, durchaus planlos und ziellos wirken sollen, jene zum Theil sehr komplicirten Vorgänge der Fortpflanzung, der Ernährung u. s. w. in der zweckmäßigsten Weise zu Stande bringen und, trotzdem eine jede von ihnen eine gewisse Selbständigkeit und die Fähigkeit willkürlicher Bewegung besitzen soll, dennoch alle mit der strengsten Gesetzmäßigkeit und unfehlbarer Sicherheit einheitlich zusammenwirken; und diese Frage bleibt völlig unerledigt. Die Sache wird noch dunkler, wenn man die Hypothese der Zellseelen auf den menschlichen Organismus anwendet. Denn wie soll die Einheit des menschlichen Bewußtseins möglich sein, wenn die den menschlichen Organismus bildenden Zellseelen, ähnlich wie die Bürger einer konstitutionellen Monarchie, alle mehr oder minder an der Leitung des Ganzen, an der Regierung des Zellenstaates theilzunehmen befähigt und beflissen sind? Denn obgleich Häckel die Zellen des Gehirns Seelenzellen nennt, welche die Einheit des Zellenstaates repräsentiren und die einheitliche Regierung desselben leiten", — er erklärt doch selber ausdrücklich, daß „jede einzelne Blutzelle, Knochenzelle, Hautzelle u. s. w. ihre eigene selbständige Empfindung und ihren eigenen Willen bis zu einem gewissen Grade behält." Wie aber ist dann die Einheit des Bewußtseins erklärbar, die als eine Thatsache des menschlichen Seelenlebens unzweifelhaft feststeht? In welch' ein undurchdringliches Dunkel jedoch hüllt sich erst die ganze Sache, wenn wir von Häckel be-

lehrt werden, daß die Zelle überhaupt keine unzweifelhafte Thatsache, sondern eine Abstraktion, ein philosophischer Begriff ist!

Mit welchem Rechte denn also, fragen wir, spricht Häckel jeder Weltanschauung, die mit der seinigen nicht zusammenstimmt, alle Wahrheit ab und verkündet seinen Monismus dem staunenden Publikum als den einzig richtigen Weg zur Lösung aller Räthselfragen? Mit welchem Rechte verspottet er, da er doch selbst die einfachsten Naturvorgänge nicht erklären kann, diejenigen, welche auf anderem Wege als er eine Erklärung derselben zu finden bemüht sind? Ja, mit welchem Rechte stellt Häckel, wie ein zelotischer Priester der Naturphilosophie, seine monistischen Lehrsätze als ebensoviele unfehlbare Dogmen auf, da er doch selber in echt Kant'schem Sinne eingesteht, daß „die letzten Ursachen" der anorganischen wie der organischen Erscheinungen uns „verborgen" bleiben, daß wir „niemals die letzten Gründe einer Erscheinung zu erfassen vermögen", daß „die menschliche Erkenntnißfähigkeit absolut beschränkt" ist.

Wie Häckel diese merkwürdigen Eingeständnisse mit seiner anspruchsvollen monistischen Naturphilosophie in Harmonie bringen will, das ist ein Räthsel, dessen Lösung man einfach ihm selber überlassen muß. Ich aber acceptire dankbar jene Eingeständnisse und wiederhole zunächst die Frage, welche ich schon in meiner unter den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" 1876 erschienenen Broschüre über den wissenschaftlichen Werth des theologischen Studiums aufgeworfen habe: Wenn doch anerkannt werden muß, daß dieser unserer Erscheinungswelt und Empfindungswelt eine dem menschlichen Erkennen unzugängliche Welt zu Grunde liegt, das „Ding an sich", wie der große Königsberger Philosoph es nannte, hat dann nicht die ideale Weltanschauung ebenso sehr das Recht, anzunehmen, daß eine ihren Ideen entsprechende objektive Realität in dieser verborgenen Welt sich findet, wie die sinnliche materialistische Weltbetrachtung das Recht hat, vorauszusetzen, daß eine ihren materiellen Atomen entsprechende Wirklichkeit in jener

Welt vorhanden ist? Und ich setze hinzu: hat die ideale Weltanschauung dies Recht nicht um so sicherer, als doch das eine zweifellose Thatsache ist, daß die Welt der Atome mit ihren mechanischen Schwingungen nicht die wirkliche, sondern nur eine von der Naturwissenschaft hypothetisch vorausgesetzte Welt ist, durch welche sie die Erscheinungen unserer Welt erklären will? Ferner, wenn die letzten Ursachen, die letzten Gründe aller Erscheinungen für die begrenzte mens chliche Erkenntnißthätigkeit verborgen und unfaßbar bleiben, wenn also auch diejenige Weltanschauung, welche sich die monistische und mechanische nennt, zu dem innersten Wesen der Dinge nicht vorzudringen vermag, wenn aber doch der Menschengeist den unaustilgbaren Drang in sich trägt, diesem Wesen nachzuforschen und es wenigstens annähernd zu erkennen, so sind wir nicht nur berechtigt, sondern geradezu geistig, sittlich genöthigt, nicht blos nach dem Woher? und Warum?, sondern auch nach dem Wozu?, nicht blos nach der bewirkenden Ursache, sondern auch nach dem Zweck der Dinge und der Erscheinungen zu fragen, und nicht blos auf dem Wege der Naturwissenschaft, die nur nach den bewirkenden Ursachen und mit Recht immer nur nach den mechanischen, materiellen Ursachen der Erscheinungen fragt, sondern zugleich auf dem Wege der Philosophie, welche sowohl den Zweck, das Ziel und die zwecksetzenden und zweckthätigen Ursachen der Dinge (causae finales), als die bewirkenden Ursachen derselben (causae efficientes) aufsucht, der Erkenntniß dessen, „was die Welt im Innersten zusammenhält", nachzugehen. Ist doch dasjenige Denkgesetz, das uns nöthigt, nach dem Zweck und Ziel und nach der zweck- und zielsetzenden Ursache zu fragen, ebenso gut aus dem Wesen unseres Geistes, aus unserer innersten Natur hervorgegangen, wie jenes andere Denkgesetz, das uns überall nach der bewirkenden Ursache fragen heißt. Wenn wir aber von diesem, dem sogenannten Kausal-Gesetz, so wenig wir es wissenschaftlich beweisen können, dennoch als selbstverständlich voraussetzen und durch die Erfahrung bestätigt finden, daß es nicht blos in uns,

sondern auch in der uns umgebenden Welt thatsächliche Geltung hat, warum sollten wir nicht auch von dem anderen Denkgesetz unseres Geistes, welches uns nach dem Zweck und den zwecksetzenden Ursachen der Dinge zu forschen nöthigt, dasselbe voraussetzen? Wird nicht die objektive Gültigkeit des letztgenannten Denkgesetzes ebenso durch die Erfahrung bestätigt wie die des ersten? Hat also nicht die teleologische Weltbetrachtung, welche einen von einer absoluten Vernunft angelegten zweckvollen Plan und eine planmäßige Entwickelung aller Dinge zu einem von derselben Vernunft gesetzten Ziele annimmt, dasselbe Recht, wie die kausale Weltbetrachtung, welche alle Dinge in einem großen Zusammenhang bewirkender Ursachen und ihrer Wirkungen anschaut?

Doch man bestreitet uns ja, daß die teleologische Weltbetrachtung durch die Erfahrung bestätigt werde. Man sagt uns, die wirkliche Welt zeige im Gegentheil massenhafte Beispiele, durch welche die Annahme einer in der Welt waltenden zwecksetzenden und zweckthätigen Vernunft geradezu ausgeschlossen werde.

Es verhält sich aber thatsächlich nicht so, wie F. A. Lange schreibt, daß die Natur ähnlich handle wie ein Mensch, der um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe auf einer großen Heide nach allen beliebigen Richtungen abfeuerte, oder der, um ein Haus zu haben, eine Stadt baute und die überflüssigen Häuser dem Wind und Wetter überließe. Denn wie verschwenderisch auch die Natur zahllose Lebenskeime erzeugt, welche scheinbar ganz zwecklos entstehen und wieder untergehen, wirklich zwecklos und widersprechend wäre das nur, wenn nachgewiesen würde, daß die Natur vorzugsweise für die Erhaltung derjenigen Gattungen, deren Lebenskeime sie fort und fort wieder vernichtet, arbeite und wirke. Indeß dienen ja offenbar zahllose Lebenskeime und Blüthen der einen Gattungen dazu, andere Gattungen zu erhalten, bezw. deren Umbildung und Vervollkommnung zu ermöglichen.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird einigermaßen auch das uns verständlich, warum wir in der Natur nicht eine voll-

ständig durchgreifende Vervollkommnung, nicht einen allgemeinen in gerader Linie aufsteigenden Fortschritt von dem Niedern zum Höheren, sondern nur einen partiellen Fortschritt, nur eine theilweise Vervollkommnung finden, oder, wie F. A. Lange es beschreibt, einen ungeheuren Unterbau, der noch in beständiger Bewegung ist, und aus welchem die nach oben zu immer fester gezeichneten und klarer gesonderten Formen der höheren Pflanzen und Thiere sich erheben.

Außerdem ist es der Natur oder vielmehr der in der Natur waltenden Vernunft vollständig entsprechend, wenn wir uns denken, daß dieselbe vielleicht dazu eine ungeheure Menge von Lebenskeimen erzeuget, um ihre unerschöpfliche Lebensfülle zu offenbaren, und neben den höheren und höchsten auch zahllose niedere und niederste Naturformen hervorbringt, um von der niedersten bis zur höchsten eine unendlich reiche Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Lebensformen zur Darstellung zu bringen. Auch ist nicht zu vergessen, wie die Natur gerade dadurch, daß sie die von ihr hervorgebrachten Lebensformen immer wieder über kurz oder lang dem Tode preisgiebt, dadurch jenen unnachahmlichen Zauber ihrer nie verwelkenden Frische, ihrer immer neu erblühenden Kraft und Schönheit, ihrer ewigen Jugend sich schaffet.

Dazu kommt aber, daß, wie wir sahen, eine ganze Menge von Naturerscheinungen und Lebensformen die Annahme einer Zielstrebigkeit der Natur, eines inneren, ideellen Faktors, der bei der Bildung derselben bestimmend und entscheidend mitwirkte, durchaus fordert, daß ohne diese Annahme jede auch nur annähernde Erklärung der Welt unmöglich wird, und daß wir so viel Ordnung, so viel zweckmäßiges harmonisches Ineinandergreifen der Kräfte in der Natur finden, daß auf Schritt und Tritt uns der Gedanke an ein ordnendes, zweck- und zielsetzendes geistiges Prinzip der Welt nahegelegt wird. Davon hat namentlich der auch von Häckel als ein genialer und tiefdenkender Naturforscher anerkannte K. von Bär in seinen „Studien aus dem Gebiete der

Naturwissenschaften" die glänzendsten Belege geliefert. Wenn daneben wiederum viele solche Erscheinungen und Vorgänge sich zeigen, welche mit der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Harmonie, welche wir in der Natur finden, in unversöhnlichem Widerspruch zu stehen scheinen, so wird uns dadurch nur das wieder zum Bewußtsein gebracht, was Häckel zwar anerkannt hat, aber immer wieder vergessen zu haben scheint, daß uns die letzten Ursachen alles Geschehens verborgen bleiben, und daß wir bei der Beschränktheit unseres menschlichen Erkennens die letzten Gründe einer Erscheinung nirgends zu erfassen vermögen. Sehr treffend hat in dieser Beziehung A. Lipsius gesagt, daß, wer an die göttliche Weisheit nur dann glauben wolle, wenn er sie mit seinem Verstande begriffen zu haben meine, nicht an die göttliche Weisheit glaube, sondern nur an seine eigene.

Wir aber gestehen nicht nur die Unmöglichkeit ein, das Walten dieser göttlichen Weisheit unsererseits zu begreifen, sondern erkennen auch gern an, daß, wenn wir von einer göttlichen Weisheit, von einer zwecksetzenden Vernunft in der Natur, von einem Weltplan und einem Ziele der Weltentwickelung reden, wir dann in menschlichen Ausdrücken von Demjenigen reden, was doch hoch über alles Menschliche erhaben ist, daß wir also dasselbe anthropomorphisiren. Mögen wir nun von Zweckmäßigkeit oder von Zielstrebigkeit, von einer höchsten Vernunft oder von einer göttlichen Weisheit in der Natur reden, wir reden das eine wie das andere Mal in menschlichen Anschauungs- und Denkformen von demjenigen, wofür wir einfach gar keine entsprechende Form, gar keine Analogie haben. Und wer sich die göttliche Weisheit so menschenähnlich vorstellt, daß er meint, sie fasse erst einen Plan, setze sich erst einen Zweck und ein Ziel, überlege dann die Mittel zur Erreichung ihres Zieles und bringe schließlich die gewählten Mittel zur Anwendung, wer also die Macht des Ewigen in die Schranken und den Wechsel der Zeit herabzieht, oder wer sich das Walten Gottes so vorstellt, als ob derselbe an irgend einer erhabenen Stelle des Raumes

throne und von da aus nun bald hier, bald dort in die Welt zweckthätig eingreife, um eine eingetretene Störung zu beseitigen, oder was die Menschen verdorben haben, wieder zu repariren, wer also den unendlichen Geist in die Schranken des Raumes herabzieht, der verwickelt sich in unlösbare Schwierigkeiten, in unentwirrbare Widersprüche. Wir eignen uns vollständig die schönen Göthe'schen Worte an, womit Häckel das Vorwort zu der zweiten Auflage seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte geschmückt hat:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Aber ohne Anthropomorphismus wird von Gott auch in diesen Worten nicht geredet; denn es sind menschlichen und räumlich-zeitlich beschränkten Verhältnissen entlehnte Bilder, wenn wir sagen, Gott bewege die Welt im Innern, er hege die Natur in sich und sich in der Natur.

Wenn also Häckel diesen Anthropomorphismus acceptirt, so hat er kein Recht, dann wenn wir von einem in den Dingen waltenden göttlichen Weltzweck reden, das deshalb abzulehnen und für völlig falsch zu erklären, weil es ein anthropomorphisirender Ausdruck ist. Wie? redet denn nicht Häckel selber fortwährend in Anthropomorphismen, wenn er von der Natur sagt, sie sei beseelt, sie entwickele sich, sie arbeite, oder sie sei blind? denn auch der letzte Ausdruck ist von dem Menschen entlehnt, welcher in der Regel zwar mit sehenden Augen, zuweilen aber blindlings thätig ist. Und sind es nicht wieder lauter Anthropomorphismen, wenn Häckel von einem Pflichtgefühl der Thiere redet, oder von einem Thierstaat erzählt, daß in demselben Gemüsebau getrieben, Sklaven gezüchtet, Gouvernanten gehalten werden? Nur ist der Unterschied

zu beachten, daß durch die letzten Ausdrücke etwas Höheres von dem Thiere ausgesagt wird, als der Wirklichkeit entspricht, während, wenn wir von einem göttlichen Weltplan und Weltzweck oder von einer göttlichen Weisheit reden, dasjenige, was wir damit meinen, etwas unendlich viel Höheres und Herrlicheres ist, als unsere menschlichen Gedanken zu erreichen und unsere menschlichen Worte auszudrücken vermögen. Denn Gott ist, weil er über alle Schranken des Raumes und der Zeit erhaben ist, eben deshalb für unser an Raum und Zeit gebundenes Anschauen, Vorstellen und Denken unfaßbar. Wenn Häckel diesen Hinweis auf die Unfaßbarkeit des höchsten und letzten Grundes aller Dinge und der Entstehung der Welt damit beantwortet, daß er schreibt, dieser sophistischen Ausflucht habe „der treffliche Fritz Müller" jeden Rettungspfad abgeschnitten mit der Gegenbemerkung, es solle dadurch nur in verblümter Weise das verschämte Geständniß ausgesprochen werden, daß man über die Entstehung der Arten „gar keine Meinung habe" und haben wolle, so erwidere ich: „Mit Verlaub, ihr Herren Monisten, wir haben eine sehr bestimmte Meinung über die Entstehung der Arten, nämlich die, daß eure Behauptung, der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der jetzigen Arten sei nur durch blinde Naturnothwendigkeit, nur durch die mechanischen Wirkungen untergeordneter, wild durcheinander rasender Kräfte entstanden, gründlich falsch ist, und daß euch gegenüber der große Königsberger Denker, Immanuel Kant, Recht behält, wenn er schreibt: „Die Vorsorge der Natur, ihr Geschöpf durch versteckte innere Vorkehrungen auf allerlei künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte und der Verschiedenheit des Klima oder des Bodens angemessen sei, ist bewunderungswürdig", und weiterhin, nachdem er für die Descendenzlehre sich ausgesprochen hat, ausdrücklich hinzufügt: „Der Zufall oder allgemeine mechanische Gesetze können solche Zusammenpassungen nicht hervorbringen. Daher müssen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet ansehen." Vorgebildet aber, setze ich hinzu, sind dieselben eben von dem

geisterfüllten Grunde der Welt, welcher zugleich die Kraft und das Ziel derselben ist. Wenn wir daher von einer göttlichen Vernunft und Weisheit reden, so ist das zwar ein Anthropomorphismus, aber doch ein solcher, welchem nicht bloß subjektive, sondern insofern objektive Wahrheit zukommt, als demselben eine objektive göttliche Realität zu Grunde liegt, deren Dasein doch wahrlich nicht weniger sicher ist deshalb, weil wir sie nur mit irdischen Bildern und menschlichen Gleichnissen zu bezeichnen vermögen, die vielmehr gerade dadurch, daß sie unserem Verstande unbegreiflich bleibt, uns auf's Neue sich als den über unsere Gedanken hoch erhabenen unendlichen Geist, als den ewigen Gott erweist, den wir im Geist und in der Wahrheit anbeten sollen, und in welchem wir leben, weben und sind.

Doch wir müssen uns jetzt zu der Frage wenden, wie sich der Häckel'sche Monismus zur Sittlichkeit verhält.

Häckel selber erklärt ausdrücklich, sein Monismus oder, wie er ihn auch nennt, sein naturwissenschaftlicher Materialismus habe Nichts gemein mit dem sittlichen Materialismus, welcher in hastigem Streben nach materiellen Glücksgütern und raffinirtem Lebensgenuß zur sittlichen Entartung führe; denn dieser Materialismus schwelge in dem traurigen Wahne, daß der rein materielle Genuß dem Menschen wahre Befriedigung geben könne, und weil er diese in keiner Form der Sinnenlust finde, stürze er sich schmachtend von einer zur andern, wobei ihm die tiefe Wahrheit unbekannt bleibe, daß der eigentliche Werth des Lebens nicht im materiellen Genuß, sondern in der sittlichen That, und daß die wahre Glückseligkeit nicht in äußeren Glücksgütern, sondern nur in tugendhaftem Lebenswandel beruht. So wohlthuend aber dieses entschiedene Bekenntniß Häckel's zu einer idealen Sittlichkeit den Leser berührt, — die Frage drängt sich dabei unwillkürlich auf die Lippen, ob nicht trotz alledem die nothwendige Consequenz desjenigen naturwissenschaftlichen Materialismus, den Häckel in seiner monistischen Naturphilosophie vertritt, die Verneinung der

Sittlichkeit, und jene Abweisung des praktischen Materialismus eine Inkonsequenz Häckel's ist, die zwar seinem Charakter zur Ehre gereicht, aber zugleich ein Zeugniß davon ablegt, daß es dem Naturphilosophen Häckel an philosophischer Durchbildung, an Konsequenz des logischen Denkens mangelt. So ist es in der That.

Wie er eine Art von Religion sich zurechtlegt, wovon schon die von ihm acceptirten oben erwähnten Göthe'schen Verse und ebenso seine wiederholte Berufung auf den Spinozismus zeugen, eine Religion, die in dem amor intellectualis Dei besteht und deren Bekenntniß das von ihm citirte Wort des Pantheisten Giordano Bruno ist: „Ein Geist findet sich in allen Dingen, und es ist kein Körper so klein, daß er nicht einen Theil der göttlichen Substanz in sich enthielte, wodurch er beseelt wird", wie er aber zugleich, im schneidenden Widerspruche mit diesem Bekenntniß, jeden geistigen Faktor in der Natur leugnet, in den Dingen nur das Resultat eines mechanischen Entwickelungsganges sieht, Leben und Beseelung für moleculare Bewegungserscheinungen erklärt, und keine andere göttliche Substanz kennt, als die materiellen Atome mit ihren planlos und ziellos durcheinander wogenden Kräften, so hat er auch ein sittliches Ideal sich gebildet, zu welchem seine monistische Philosophie paßt, wie, — man verzeihe den derben Ausdruck! — die Faust auf's Auge. Denn nach dieser Philosophie hat ja die Welt keinen vernünftigen Zweck, also auch keinen sittlichen Zweck und keine sittliche Weltordnung; folglich hat auch das Menschenleben in der Welt weder das Eine noch das Andere; es giebt kein für alle Menschen gültiges, der Willkür des Einzelnen entzogenes, mit kategorischen Forderungen an den Menschen herantretendes Sittengesetz; es giebt auch keine sittliche That; und Häckel erklärt ja ausdrücklich, daß bei den Menschen wie bei den Thieren „überall Leidenschaft und Selbstsucht die Triebfeder des Lebens" ist. Wie er damit sein Bekenntniß, daß der eigentliche Werth des Lebens in der sittlichen That besteht, zusammenreimen kann, ist völlig unverständlich. Seine Naturphilosophie spricht

es ja unzweideutig aus, daß es keine anderen Kräfte giebt als mechanisch wirkende, daß auch die höchsten Leistungen des geistigen Lebens auf bloßen Mechanismus zurückzuführen sind, daß die Seele eine durch rein materielle Atome hervorgebrachte Bewegungserscheinung und die ganze Weltgeschichte nichts Anderes ist, daß der Mensch so wenig wie das Thier Freiheit hat, daß alle seine Handlungen von der Mechanik der Atome ausschließlich verursacht sind. Wer aber zu solchen Sätzen sich bekennt, verliert damit vollständig das Recht, eine menschliche Handlung sittlich zu beurtheilen und, wie Häckel thut, den „sittlichen Materialismus" als unsittlich zu verwerfen. Denn jede sittliche Beurtheilung einer Handlung oder einer Lebensweise setzt stillschweigend als selbstverständlich voraus, daß nicht bloß ein physischer oder psychischer Mechanismus den handelnden Menschen treibet, sondern daß noch eine andere, verborgene schöpferische Kraft dabei mitwirket, welche recht eigentlich das innerste Wesen des menschlichen Ich konstituirt und welche von allen einzelnen Empfindungen, Trieben und Vorstellungen, von allen zusammenwirkenden Motiven des menschlichen Handelns streng zu unterscheiden ist, da sie auf diese Motive und auf das Zusammentreten und Zusammenwirken derselben ihrerseits einwirket. Mag uns die wissenschaftliche Definirung dieser Kraft unmöglich und das Bewußtsein von derselben bald klarer, bald verworrener sein, — auf dem Bewußtsein, eine solche Kraft zu eigen zu haben, beruht jedes sittliche Gefühl, beruht vor Allem das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit, in welchem der Mensch, wenn er sich und sein Handeln sittlich beurtheilt, sich sagen muß: „Du hättest anders handeln können; es hat Niemand und Nichts dich gezwungen, so zu handeln, wie du gethan hast; wie stark du auch durch die vorher in deiner Seele ausgebildeten Zustände und stattgehabten Vorgänge, durch die ganze Kette deiner altgewohnten Vorstellungen und Triebe oder durch äußere Umstände zu dieser oder jener Handlung gedrängt worden bist, du hast sie selber gewollt und hast selber Etwas dazu beigetragen, daß sie zu Stande kam; folglich bist du auch dafür

verantwortlich." Steht aber die Sache so, was folgt dann daraus für den, welcher das Vorhandensein jener geheimnißvollen Kraft des Menschengeistes entschieden bestreitet und dabei stehen bleibt, daß jede menschliche Handlung Nichts weiter als das nothwendige Resultat der zusammenwirkenden psychologischen Motive und jedes psychologische Motiv das nothwendige Resultat der zusammenwirkenden materiellen Atome, alles und jedes Einwirken einer verborgenen Geisteskraft aber auf das Hervortreten und Wirken der Motive, jedes Mitwirken einer solchen Kraft bei dem Zustandekommen einer menschlichen Handlung ausgeschlossen sei? Er muß als die unvermeidliche logische Konsequenz seiner Behauptungen anerkennen, daß alle menschlichen Handlungen nicht mehr sittlich, sondern nur noch physiologisch zu beurtheilen und von sittlicher Verschuldung eines Menschen ebensowenig, wie von einer sittlichen Ehrenhaftigkeit und Würde desselben die Rede sein könne. Das muß in richtiger Konsequenz des Denkens auch Häckel thun und mit Leugnung jeder sittlichen Lebensregel nur Eine Regel der menschlichen Handlungen gelten lassen, nämlich die, in verständigem klugen Egoismus jedes Mal das zu thun, was in dem Kampfe um's Dasein dem Menschen einen materiellen Nutzen gewährt. Das Ziel, wonach die ganze Menschheit zu streben hat, muß demnach das sein, einerseits die körperliche Kraft und Tüchtigkeit der Menschenracen möglichst auszubilden, andererseits den Verstand zu größtmöglicher Vollkommenheit zu bringen. Auch läßt es Häckel nicht daran fehlen, diese Konsequenzen seines Monismus selber zu ziehen. In seiner „natürlichen Schöbfungsgeschichte" empfiehlt er eine künstliche Züchtung der Menschen in diesem Sinne, und nennt als ein ausgezeichnetes Beispiel derselben das Gesetz der Spartaner, welche, um ihre Race in auserlesener Kraft und Tüchtigkeit zu erhalten, schon die neugeborenen Kinder einer sorgfältigen Musterung und Auslese unterwarfen und alle schwächlichen, kränklichen, mit einem körperlichen Gebrechen behafteten Kinder tödteten. Er verurtheilt dagegen die von ihm als militärische Züchtung bezeichnete Aus-

lese der gesunden und starken jungen Männer zum Soldatendienst im stehenden Heere, wovon die Folge sei, daß bei ausbrechendem Kriege die kräftige Blüthe der Jugend auf dem Schlachtfelde verblute, während der untaugliche Ausschuß der jungen Männer Gelegenheit habe, sich fortzupflanzen und alle seine Schwächen und Gebrechen auf die Nachkommenschaft zu vererben. Er beklagt ferner die von ihm sogenannte medizinische Züchtung, wodurch die vervollkommnete Heilkunde der Neuzeit solche Individuen, welche an schleichenden, chronischen Krankheiten leiden, lange Jahre erhalte, ihnen die Möglichkeit gebe, sich fortzupflanzen und ihre unheilbaren Uebel auf eine zahlreiche Nachkommenschaft zu vererben. Er tröstet sich über diese und andere falsche Formen der künstlichen Züchtung damit, daß glücklicher Weise die natürliche Züchtung, die im Menschenleben wie im Thier- und Pflanzenleben herrsche, ein heilsames Gegengewicht gegen jene bilde; denn im Kampfe um's Dasein siege im Großen und Ganzen immer der Bessere, weil der Vollkommnere, über den Schwächeren und Unvollkommneren. Er setzt zwar hinzu, daß im Menschenleben dieser Kampf immer mehr zu einem Kampfe des Geistes werden wird. Aber was er unter Geist versteht, zeigt sich sofort, wenn er hinzufügt, vor allem Anderen werde das Gehirn des Menschen durch den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl veredelt; der Mensch mit dem vollkommensten Verstande werde im Großen und Ganzen Sieger bleiben und auf seine Nachkommen die Eigenschaften des Gehirns, die ihm zum Sieg verholfen haben, fortpflanzen; und so sei zu hoffen, daß das Menschengeschlecht immer mehr zur Freiheit und dadurch zur möglichen Vervollkommnung fortschreiten werde. Was er unter „Freiheit" versteht, können wir natürlich nicht wissen, da er sonst jede Freiheit einfach leugnet; was er aber unter der „möglichsten Vervollkommnung" versteht, das ergiebt sich aus dem allen klar genug, nämlich die möglichste Vervollkommnung der körperlichen Tüchtigkeit und des Verstandes.

Hienach ist denn auch der Unterschied zwischen Mensch und Thier

nur ein quantitativer, kein qualitativer. Zwar ist die Ueberlegenheit des Menschen über das Thier dadurch gesichert, daß derselbe ein reicheres Maß von Verstand besitzt, wodurch er befähigt wird, sich Werkzeuge und Mittel aller Art zu schaffen, vermöge deren er das körperlich ihm meist überlegene Thier sich dienstbar oder unschädlich macht. Aber da bekanntlich der Mensch oft sehr unverständig handelt, das Thier aber im Gebrauch seines Verstandes von dem Instinkte unterstützt wird, vermöge dessen es dem Gesetze seiner Natur mit Sicherheit zu folgen und dasjenige, was wider seine Natur ist, zu vermeiden im Stande ist, so muß der Mensch in vieler Beziehung vom Thiere lernen. Auch fehlt es keineswegs an solchen Darwinistischen Publikationen, in welchen es geradezu ausgesprochen wird, daß es zur moralischen Vervollkommnung der Menschen nothwendig sei, daß dieselben von den Thieren Moral lernen. Nun hat zwar bekanntlich schon die alttestamentliche Literatur zuweilen die Thiere dem Menschen als beschämendes Vorbild hingestellt, in dem Buch der Sprüche den Faulen aufgefordert: „Gehe hin zur Ameise, siehe ihre Weise an und lerne", und die Narren hingewiesen auf die Vier, welche sind auf Erden und doch klüger als die Weisen, das sind die Ameisen, die Kaninchen, die Heuschrecken und die Spinnen; in dem prophetischen Buch des Jesaias aber heißt es: „Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt seinen Gott nicht". Allein damit soll selbstverständlich Nichts weniger gesagt sein, als das, daß der Mensch wie das Thier dem bloßen Naturgesetz instinktmäßig folgen soll; vielmehr das ist dabei stillschweigende Voraussetzung, daß der Mensch das mit klarem Selbstbewußtsein und mit sittlicher Selbstbestimmung thun soll, was das Thier mit mehr oder weniger verworrenem Bewußtsein und im Gehorsam gegen den Naturtrieb ausrichtet. Wenn aber die darwinistische Tagespresse darin die Moralität des Menschen sieht, daß derselbe wie das Thier den Naturgesetzen folge, so ist einfach klarzustellen, was hier unter Naturgesetz verstanden werden soll. Faßt man

das Wort Natur in dem Sinne, daß man darunter das allgemeine Wesen der Dinge oder der Individuen versteht, so ist es völlig richtig, wenn gesagt wird, daß wir dem Naturgesetz folgen sollen. Versteht man aber unter Natur, wie die Häckel'schen Darwinisten, den Gegensatz von Geist und leugnet das Vorhandensein geistiger, ideeller Potenzen, so heißt die Forderung, dem Naturgesetze zu folgen, nichts Anderes als eine Aufhebung aller Sittlichkeit, und der Mensch darf den moralischen Bedürfnissen gar nicht folgen, weil er, wenn er sie zu befriedigen suchte, oftmals in die Lage käme, gegen die Natur zu handeln und die Kraft und Gesundheit seines Leibes zu schädigen oder doch zu gefährden. Dann bleibt nichts Anderes übrig, als mit klug berechnendem Verstande zu überlegen, wie ein möglichst angenehmes Leben am sichersten zu gewinnen sei, und die Naturtriebe nur so weit zu zügeln, als nöthig ist, um nicht durch ihre Befriedigung unangenehme Folgen, wie z. B. Krankheit oder die Strafe des weltlichen Richters sich zuzuziehen. Ich las kürzlich in einer Darwinistischen Publikation, es werde der Mensch, wenn er von den Thieren gelernt habe, stets dem Naturgesetz zu folgen, dann ebensowenig einen Betrug begehen, wie aus dem Dachfenster springen. Das ist nicht einmal von dem Standpunkte aus richtig, den der Prediger dieser prächtigen Moral dabei einnimmt. Denn aus dem Dachfenster zu springen, wird allerdings kein Mensch so leicht riskiren, weil es ihm keinen Gewinn, höchstwahrscheinlich aber schweren Schaden bringen wird; dagegen einen Betrug zu begehen, riskirt der Mensch, der nach jener sogenannten Moral handelt, in zehn Fällen vielleicht neunmal, weil er durch den Betrug sich zu bereichern, und etwaige nachtheilige Folgen des Betruges dadurch zu vermeiden hofft, daß er die öffentliche Entlarvung und Bestrafung desselben auf schlau versteckten und gewundenen Wegen unmöglich machen werde. Freilich man sagt uns, der Mensch werde vor dem Betrug „instinktiv" zurückschrecken, wenn er sich „an den Thieren ein gutes Beispiel" nehme. Aber dieser Instinkt würde kein moralischer, sondern ein-

fach der thierische Instinkt des Selbsterhaltungstriebes sein; der Mensch würde dann von dem dunklen Gefühle geleitet und getrieben werden, daß der Betrug überhaupt etwas ihm Schädliches sei, weil dadurch das gegenseitige Vertrauen, ohne welches eine Gemeinschaft unter den Menschen nicht bestehen kann, zerstört würde, und weil er ohne die Gemeinschaft mit anderen Menschen selber kein angenehmes Leben führen könne. Wiederum aber würde er, je mehr er seinen Verstand ausgebildet hat, was ja zu den Aufgaben der natürlichen Züchtung gehört, sich sagen, der Betrug schade ihm nur dann, wenn der, den er betrüge, es merke und sein Vertrauen dadurch zerstört werde; wenn er aber bei dem Betrug so klug operire, daß der Andere Nichts davon merke, so bleibe Alles in bester Ordnung. Er wird also, da er ja nach der Moral, die er von den Thieren lernen soll, keine Ahnung davon hat, daß der Betrug als solcher etwas den Menschen Entehrendes, seine sittliche Würde und Lauterkeit Befleckendes ist, allemal dann betrügen, wenn er, ohne daß der Betrogene es merkt, sich dadurch einen Gewinn verschaffen und seinen Egoismus befriedigen kann.

Unsere Gegner machen aber die weitere Einwendung, einmal, daß ja schon jetzt und von jeher die meisten Menschen gerade so handeln, und dann, daß auch diejenigen, welche einem sittlichen Ideal nachstreben, dabei immer zugleich ihr eigenes Glück, ihre Selbstbefriedigung suchen, also im Grunde auch selbstsüchtig handeln.

Was das Erste betrifft, so kann man das größtentheils zugeben, muß aber dabei erinnern an die Thatsache, daß von jeher neben den Motiven und Handlungen des gemeinen Egoismus die Motive und Handlungen der Liebe, der Hingebung, der Aufopferung für Andere in der Menschenwelt einen großen Einfluß geübt haben und noch üben, so daß ohne diesen Einfluß die menschliche Gesellschaft ihrer festesten Stützen, ihrer edelsten Güter und ihres schönsten Schmuckes entbehren würde. Aber auch wer

das leugnete, würde doch zugestehen müssen, daß es sich in der Moral nicht um dasjenige handelt, was thatsächlich ist, sondern um das, was sein soll. Ein moralischer Mensch folgert und entnimmt seine Pflichten nicht aus dem, was die meisten Menschen wirklich thun, nicht aus dem, was faktisch geschieht, sondern aus einem über allem einzelnen Thun und Geschehen stehenden Gesetz. — Was dagegen das Zweite betrifft, so ist einfach auf den Unterschied von Selbstsucht und Selbstliebe zu verweisen. Auch der sittliche Mensch hat Liebe zu sich selbst, aber nicht zu sich allein; und was er an und in sich liebt, das ist zwar auch sein äußerer Mensch, sein leibliches Leben, aber je moralischer er ist, um so mehr sein geistiges Ich, seine aus den Banden des Sinnendienstes zu sittlicher Freiheit sich emporringende Seele. Hat er aber in diesem geistigen Kampfe um's Dasein, wovon ich im vorigen Abschnitt redete, mehr oder weniger sittliche Freiheit errungen, so besteht ja das Gute, das er dann zu vollbringen vermag, eben darin, daß er nicht für sich selber lebt, sondern für das Ganze, dem er als ein einzelnes Glied angehört. Der sittliche Mensch macht nicht sich selber zum Zweck seines Lebens; er weiß, daß er anderen, höheren Zwecken zu dienen bestimmt ist; er weiß, daß selbst die materielle Natur nicht bloß dazu da ist, dem Menschen zu dienen, wie das eine falsche und von Häckel mit Recht bekämpfte Art der teleologischen Weltanschauung behauptet, sondern daß ebenso wie jene dem Menschen dient, der Mensch ihr dienen soll, dadurch daß er ihr durch seine bauende und bildende Arbeit zu immer höherer Entwickelung, zu immer vollerer Entfaltung der ihr innewohnenden Gesetzmäßigkeit und Ordnung, Harmonie und Schönheit verhilft. Er weiß, daß auch die Menschheit nicht der letzte und höchste Zweck des Weltganzen ist, sondern daß das Universum selber und die in demselben sich offenbarende Herrlichkeit Gottes der Zweck ist, dem, wie alle einzelnen Welten, so auch die irdische, und wie alle Menschen, so auch er selber dienen soll. Die Erreichung dieses Zweckes aber, die endliche siegreiche Vollendung

der göttlichen Offenbarung im Universum, das ist für ihn das höchste Gut, und im Streben danach erkennt und erfüllt er alle sittliche Pflichten, erkennt und erlangt er alle sittlichen Tugenden. Wenn er aber in der Erfüllung dieser Pflichten und Uebung dieser Tugenden eine glückliche Heiterkeit, ein schönes Gleichgewicht seines inneren Lebens empfindet und genießt und im Streben nach dem höchsten Gute zugleich nach diesem Empfinden und Genießen strebt, so wird wiederum diese innere Heiterkeit und Harmonie seines Geisteslebens, so oft er sich ihrer freuen darf, für ihn ein neuer Sporn und eine neue Kraft zu selbstloser Hingebung an die Zwecke des großen Ganzen; und diesen Zwecken zu dienen, ist ihm auch dann noch eine sittliche Ehrenpflicht, wenn er jene innere Selbstbefriedigung in solchem Dienste manchmals nicht findet.

Wogegen derjenige, welcher keine anderen Aufgaben als die von der natürlichen Züchtung gestellten erfüllt, von dem inneren Glücke des sittlichen Menschen ebenso wenig, wie von dem höchsten Gute und den Pflichten und Tugenden desselben etwas weiß, sondern rein egoistisch dem eigenen Nutzen nachjagt. Sei es nun, daß er diesen Nutzen in materiellen Besitzthümern oder in sinnlichen Genüssen oder in der Gunst der Menschen und äußerer Ehre und Machtstellung sucht, für ihn ist in jedem Falle das höchste Gut nichts Ideelles, sondern ein Materielles. Pflichten aber kennt er keine andern als die, welche ihm gebieten, so viel wie möglich sich selber zu nützen, Anderen aber nur dann fördernd beizustehen, wenn dieselben ihm im Streben nach dem, was er für sein höchstes Gut hält, nützlich werden können; eine Wohlthätigkeit, worin er über diese Grenze hinausgeht und auch solche Menschen am Leben erhalten hilft, welche ihn durch ihre Concurrenz in jenem Streben vielmehr hindern als fördern, ist eine Verletzung der Pflichten gegen sich selbst. Dagegen die Fertigkeit, diese Pflichten alle stets mit richtigem Verständniß zu erfassen und klug zu erfüllen, das ist die Tugend des nach Häckel's monistischer Philosophie gezüchteten Menschen.

Es mag vielleicht nicht überflüssig sein, ausdrücklich hervorzuheben, daß Häckel, nicht bloß an einigen Stellen seiner Schriften, sondern thatsächlich durch sein eigenes Leben gegen diese sittlichen Consequenzen seiner Naturphilosophie Protest einlegt. Wer den lebensvollen und geistesfrischen Jenaer Professor etwas näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, wird den Eindruck empfangen haben, daß derselbe sittlich viel höher steht und viel mehr Achtung verdient als gar Mancher unter denen, die, so oft sie den Namen Häckel hören, sich fromm bekreuzigen, als ob dieser Naturforscher eine Inkarnation des bösen Prinzips sei. Häckel's persönliches Streben ist in der That nicht auf materielles, sondern auf ein ideelles höchstes Gut gerichtet; „geistiger Naturgenuß und Erkenntniß der Naturgesetze", das ist das Ziel seines begeisterten Strebens und Forschens; und trotz eines lebendigen Ehrgefühls und trotz aller pietätvollen Rücksichtnahme auf seine Familie, hat er es stets verschmäht, durch kluge, aber charakterlose Anpassung an die äußeren Verhältnisse im Kampfe um die bevorzugte Stellung sich eine äußere Auszeichnung und seiner Familie einen Vortheil zu verschaffen, vielmehr durch die redliche und unerschrockene Offenheit, womit er seine Ansichten vertrat und sich in anstößigen Widerspruch zu den herrschenden Meinungen und Lebensanschauungen setzte, manche glänzende Aussicht, die ihm bei seiner hohen Begabung, seinem reichen Wissen und seiner unverwüstlichen Arbeitskraft offen stand, in selbstlosem Handeln sich verschlossen. Aber daraus folgt doch wahrlich nicht, daß auch die Consequenzen des Häckel'schen Monismus mit den Prinzipien der Sittlichkeit vereinbar sind. Vielmehr was ich an einer anderen Stelle [7]) ausgesprochen habe, daß die Moralität derer, die der christlich-religiösen Geistesfreiheit entbehren, ihre beste Kraft von der sittlichen Gemeinschaft entlehnt hat, welcher sie von Jugend auf angehören und deren Gesetze, Sitten und Ordnungen überall von religiösem Geiste erfüllt und getragen sind, das findet auf Häckel und andere sittlich hochachtbare Vertreter einer materialistischen

Naturphilosophie volle Anwendung, insofern auch ihre Moralität theils durch Vererbung, theils durch Erziehung und Gewöhnung aus der menschlichen Gemeinschaft erwachsen ist, von deren Sitten und Gesetzen, Anstalten und Ordnungen sie von Kindheit an gehalten und getragen, geleitet und beeinflußt sind. Wären dagegen jene Männer in einer Gesellschaft geboren und aufgewachsen, in welcher ihre monistischen Grundsätze schon durch mehrere Generationen hindurch nicht nur theoretisch anerkannt, sondern praktisch durchgeführt worden wären, so würden von ihren liebenswürdigen und achtungswerthen Eigenschaften nur kümmerliche Reste übrig sein; sie würden auf das Niveau des gemeinen Egoismus herabsinken, wenn sie anders jemals die Kraft gefunden hätten, sich über dasselbe zu erheben. Natürlicher Weise würden sie dann erst recht vollen Ernst machen mit der Häckel'schen Forderung, daß in der menschlichen Gesellschaft nach allen Regeln der natürlichen Zuchtwahl verfahren, unter den neugebornen Kindern alle mit einem körperlichen Gebrechen behafteten und schwächlichen getödtet, und wenn trotzdem Schwächlinge heranwachsen, denselben die Erlaubniß zur Verheirathung verweigert, den unheilbaren Kranken aber und den an erblichen chronischen Uebeln Leidenden die ärztliche Pflege, die medicinische Züchtung, wie Häckel es nennt, entzogen würde; sie würden, wenn es in dieser Gesellschaft noch solche Anstalten gäbe, in denen man altersschwachen arbeitsunfähigen Personen Unterhalt und Pflege gewährt, oder in denen man verbrecherische Subjekte in Zucht hält und zu bessern sucht, mit allem Eifer nach der Beseitigung bezw. Beschränkung solcher und ähnlicher Anstalten trachten, die Todesstrafe als durchgängige Strafe für die meisten Verbrecher angewendet zu sehen wünschen, und auch das als ein strafwürdiges Verbrechen oder als die Reife für das Irrenhaus betrachten, wenn ein körperlich und intellektuell tüchtiger Mensch sein Leben einer Gefahr aussetzte, um das Leben eines in der Entwickelung des Körpers und des Verstandes zurückgebliebenen Menschen zu retten.

Man wolle uns doch nicht einreden, daß auch in derjenigen Gesellschaft, in welcher ausschließlich das mechanisch wirkende Prinzip der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein herrschend geworden wäre, noch ächte Sittlichkeit gedeihen könne. Man täusche sich doch nicht selber darüber, daß auch der soziale Instinkt der Sympathie in einer solchen Gesellschaft nur so weit zur Geltung kommen könnte, als derselbe mit den klugen Berechnungen des Egoismus übereinstimmte. Sobald diese Berechnungen ergeben, daß Sympathie mit denen, die im Streben nach der bevorzugten Stellung unsre Concurrenten sind, daß Mitleid mit hülflosen Elenden und Rettung der im Kampfe ums Dasein Unterdrückten weder der Züchtung einer tüchtigen Menschenrace, noch dem eigenen persönlichen Nutzen dienen, würde die Sympathie unterdrückt, Mitleid und Barmherzigkeit als ein Laster gebrandmarkt werden. Wohl würde die Sympathie als ein sozialer Instinkt sich immer wieder geltend machen, jedoch nur deßhalb, weil das einzelne Individuum sein eigenes Gedeihen von dem Gedeihen der Gemeinschaft, in der es lebt, abhängig wüßte. Diese Sympathie aber mit denen, zu deren Gemeinschaft das Individuum gehört, ist durchaus nicht zu verwechseln mit wirklicher Menschenliebe. Vielmehr würde der Einzelne, selbst wenn er in solcher Sympathie sich selber Opfer zumuthet, Beschränkungen auferlegt, rein egoistisch handeln; denn sein Verstand sagte ihm, daß es zur Erhaltung der Gemeinschaft und deßhalb auch zu seiner eigenen nothwendig sei, gewisse Opfer zu bringen und sich gewisse Beschränkungen aufzulegen. Das Höchste, wozu es in solcher Gesellschaft kommen könnte, ist die Legalität, die den bestehenden Gesetzen der Gesellschaft entsprechende Art zu handeln. Aber diese Legalität ist so wenig Sittlichkeit in unserm Sinne, ist so wenig von irgend einer idealen Gesinnung auch nur berührt, daß sie vielmehr auf die Gesinnung des Herzens gar nicht, sondern ausschließlich auf das äußere Thun Werth legt, und nur deßhalb dieses äußere Thun mit den Gesetzen der Gesellschaft in Einklang bringt, weil der verständige Egoist

sich sagt, daß die Gesellschaft und mit ihr er selber zu Grunde gehen müßte, wenn die Gesetze derselben nicht inne gehalten werden.

Aber wie? Wird sich der verständige Egoist das immer sagen? Nein, in unzählig vielen Fällen nicht, deßhalb nicht, weil er sein Wohl und sein Gedeihen in unzählig vielen Fällen von der bestehenden Gesellschaft und ihren Gesetzen nicht gefördert, sondern geschädigt glaubt. Die sozialen Nothstände werden immer drohender und drückender, je mehr die Zahl der Menschen, ohne daß bekanntlich in gleichem Maße die Zahl der Lebensmittel sich steigert, im Zunehmen begriffen ist. Deßhalb werden derer immer mehr werden, die in der Wettbewerbung um's Leben auf die unterste Stufe der Gesellschaft herabgesunken oder herabzusinken in Gefahr sind. Alle diese, überhaupt Alle, welche mit den bestehenden Gesellschaftszuständen unzufrieden sind und sich durch dieselben geschädigt glauben, werden also, nachdem sie die Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampfe um's Dasein mit den von Häckel daraus gezogenen Consequenzen acceptirt haben, sich für berechtigt halten, nach einem Umsturz des Bestehenden zu trachten. Da sie nach ihrer Meinung durch einen solchen Umsturz nur gewinnen können, was sollte sie hindern, in dem Kampfe um's Dasein mit allen Mitteln, welche einerseits körperliche Tüchtigkeit, andrerseits ein klug berechnender Verstand an die Hand geben, nach der Herbeiführung dieses Umsturzes zu ringen? Eine sittliche Weltordnung, der sie sich zu fügen hätten, giebt es ja nach dem Häckel'schen Darwinismus nicht; die Weltgeschichte ist vielmehr ein auf natürliche Züchtung im Kampfe um's Dasein beruhender materieller Prozeß, und die Menschen handeln ganz naturgemäß, wenn sie ein Jeder nur von seiner natürlichen Selbstsucht bei ihren Handlungen sich leiten lassen. Ist es also zu verwundern, daß die Socialdemokraten aus dem Häckel'schen Darwinismus für ihre Agitation Kapital geschlagen und daraus gefolgert haben, daß es keine Sünde mehr giebt, und daß nur derjenige Unrecht handelt, welcher nicht

mit allen Kräften seines Körpers und seines Verstandes sich im Kampfe um's Dasein eine möglichst angenehme Stellung zu erringen sucht?

Häckel will derartige Folgerungen natürlicher Weise nicht zugeben, und Virchow gegenüber, der ihn auf die socialdemokratische Ausbeutung seiner Lehre hingewiesen hat, erklärt er ausdrücklich, die Descendenzlehre predige, daß die socialistischen Ideen unausführbar sind, daß in den staatlichen Organisationsverbänden der Menschen, wie der Thiere, weder die Rechte, noch die Pflichten, noch die Güter und Genüsse aller Staatsbürger jemals gleich sein werden, noch gleich sein können; und vollends der Darwinismus mit seiner Selektionstheorie habe eine aristokratische Tendenz, da er naturwissenschaftlich begründe, daß immer nur eine beschränkte Zahl von Begünstigten ausgelesen werde, während die Mehrzahl im Kampfe um's Dasein zu Grunde gehe. Aber die Socialdemokraten werden ihm antworten: Gut, angenommen einmal, daß dem so ist, wer beweist uns denn, daß gerade wir dazu bestimmt sind, zu Grunde zu gehen, und daß gerade die jetzigen besitzenden Klassen die von der natürlichen Zuchtwahl auserlesenen und begünstigten Aristokraten sind? wir halten uns selber für den besseren, tüchtigeren Theil der menschlichen Gesellschaft; denn wir haben nicht bloß mehr körperliche Kraft, sondern auch mehr Verstandesfähigkeit als im Durchschnitt die herrschenden Klassen; und wer uns das nicht glauben will, den werden wir davon überzeugen dadurch, daß wir im blutigen Straßenkampf unsere körperliche Ueberlegenheit und in schlauer Agitation unsere intellektuelle Ueberlegenheit beweisen. Wenn aber Oskar Schmidt in einem Artikel der „Deutschen Rundschau“ über „Darwinismus und Socialdemokratie“ die einzige Idee, welche den heutigen Socialisten übrig geblieben ist, die Idee der Vervollkommnung, mit Hinweis auf den nur partiellen Fortschritt in der Welt zurückweist, ja verhöhnt, wenn er sagt, daß im Kampfe um's Dasein der Unterschied von Recht und

Unrecht nicht existirt, daß es sich da um eine reine Machtfrage handelt, und wenn er dann die Socialdemokraten daran erinnert, daß in diesem Kampfe unzählige Male der Fall eintritt, daß der Kämpfer sich in die Umstände schickt, so werden diese einfach erwidern: Der Kämpfer thut das aber erst dann, wenn er durch die äußeren Verhältnisse dazu gezwungen wird, und so thun auch wir jetzt; aber nur so lange, bis der äußere Zwang aufhört, um dann sofort, anstatt uns den socialen Verhältnissen anzupassen, dieselben umzustürzen und nach unserem Sinne neuzugestalten; und wenn, wie Du sagst, gar keine Idee in den Dingen waltet, sondern nur die blinde Naturnothwendigkeit durch äußere Machtentwickelung einen theilweisen Fortschritt herbeiführt, so wird sich ja zeigen, welcher Theil der Gesellschaft, die jetzt unterdrückten oder die jetzt herrschenden Klassen, in einem Kampfe, in welchem der Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht existirt, sondern es nur um eine Machtfrage sich handelt, durch seine äußere Macht jenen theilweisen Fortschritt für sich erringen wird.

Häckel hat im Vorwort zu seiner Schrift über freie Wissenschaft und freie Lehre bekannt, daß in den ersten Ausgaben seiner beiden ersten Bücher „jugendliche Extravaganzen" enthalten seien, die er jetzt aufrichtig beklage. Wenn nun dieses offene Eingeständniß die Achtung vor seinem Charakter nur befestigen kann, und wenn man auch einmal davon absieht, daß ebenso in den späteren Publikationen Häckel's, wie in jenen ersten, viele „Extravaganzen" enthalten sind, so muß doch auf die von ihm aufgeworfene Frage, was denn nun weiter jene Extravaganzen geschadet hätten, zweifellos geantwortet werden, daß dieselben allerdings nicht wenig geschadet haben. Zwar darf über das Recht einer neuen oder alten Lehre natürlicher Weise nicht so entschieden werden, daß man sich nur fragt, ob dieselbe für die gegebenen Lebensverhältnisse schädlich oder nützlich sei. Völlig unhaltbar ist deßhalb der Standpunkt eines G. Jäger, der die sittlichen wie die religiösen Prin-

zipien des Christenthums nur deßhalb beibehalten sehen will, weil dieselben im Kampfe um's Dasein am nützlichsten sich erweisen, ein Urtheil, das schließlich ein bloß individuelles werden würde, weil der Eine dieses, der Andere ein anderes Prinzip für das nützlichste halten würde. Aber das ist gewiß, daß, so wenig man Häckel direkt für den socialdemokratischen Unsinn und Unfug verantwortlich machen kann, dennoch seine materialistische Naturphilosophie von der aus vielen anderen Ursachen hervorgegangenen socialistischen Bewegung ausgebeutet worden ist und noch wird, und daß diese Thatsache durchaus nicht befremdend ist, sobald man die nothwendigen praktischen Consequenzen jener Naturphilosophie näher in's Auge faßt. Setzen wir aber den Fall, daß diese Consequenzen in einer künftigen menschlichen Gesellschaft vollständig durchgeführt wären, was würde das Ergebniß sein? Unzweifelhaft müßte dann die Menschheit mehr als Ein Mal alle Schrecknisse einer sozialen Revolution durchmachen, in welcher sämmtliche thierische Leidenschaften der Menschen ihre scheußlichen Triumphe feiern. Wenn aber endlich der verständige Egoismus der Mehrzahl einsähe, daß durch solche Revolutionen die Menschen nur gegenseitig sich zerfleischen und ein allgemeines Elend sich bereiten, dann würde derselbe Egoismus nicht, wie P. Rée meint, zu der Einsicht kommen, daß unegoistische Handlungen zum Bestande der Gesellschaft nothwendig seien, sondern er würde die Furcht vor den Staatsgesetzen dadurch verstärken, daß er, um die Bestialität der großen Masse im Zaume zu halten, einen Despotismus aufrichten hülfe, der mit grausamer Tyrannei jede selbständige Regung des „Volksgeistes und „freie Wissenschaft“, wie „freie Lehre“ unterdrückte. Je mehr der Egoismus ein klug verständiger wäre, desto deutlicher würde er einsehen: daß unegoistische Handlungen sich nicht durch einen Betrug der Bestie im Menschen, à la Nietzsche, hervorrufen lassen, am allerwenigsten auf die Dauer sich erhalten lassen, sondern daß man, wenn man die sittliche Weltordnung, das absolut gültige

Sittengesetz mit seinem kategorischen Imperativ und jede objektive Realität der sittlichen Ideale läugnet, dann die bestialischen Leidenschaften im Menschengeschlecht nur durch eine äußere Gewaltherrschaft niederzuhalten suchen muß, welche aller bürgerlichen Freiheit den Garaus macht. Ich gestehe daher, daß ich kaum begreifen kann, wie liberale politische Zeitungen dazu kommen, in ihren Spalten Anpreisungen des Häckel'schen Monismus und seiner moralischen Consequenzen zu veröffentlichen; denn das ist nach meiner Ueberzeugung nichts Anderes, als in der liberalen politischen Presse das Grab des politischen Liberalismus bereiten helfen. Schon jetzt ist, weil ein großer Theil unseres Volkes seiner ideellen Habe, seines religiös-sittlichen Halts durch die socialdemokratischen Agitatoren mehr oder weniger beraubt worden ist, eine wesentliche Beschränkung der politschen Freiheit nothwendig geworden. Würde aber unser ganzes Volk seine sittlichen und religiösen Ideale sich jemals nehmen lassen, so wäre es rettungslos der Tyrannei äußerer Machthaber und ihrer Soldateska verfallen, wie einst das alte Rom der Herrschaft grausamer Kaiser und ihrer Prätorianer; und nicht nur die Formen politischer Freiheit, sondern was unendlich viel mehr werth ist, die sittliche Kraft und Freiheit, welche in diesen Formen ungehinderter sich entfalten und voller sich bethätigen können, als in den Formen des politischen Absolutismus, wäre dann verloren. Allein unser Volk, davon bin ich überzeugt, wird jene Ideale sich ebenso wenig nehmen lassen, als es an dem Dualismus Gefallen finden kann, in welchen Häckel mit seinem Monismus dadurch gerathen ist, daß er für seine Person eine ideale Sittlichkeit festhält, dagegen in seiner monistischen Philosophie die Grundlage dieser Sittlichkeit verneint. Vielmehr gerade die deutsche Nation, die von jeher, im Unterschied von den romanischen Völkern, nach der inneren Einheit und Harmonie des wissenschaftlichen Denkens und der religiös-sittlichen Ideen und Anschauungen energisch getrachtet hat, wird einerseits die wissenschaftlichen Fehler des

Naturphilosophen Häckel mit klarem logischem Denken korrigiren, andrerseits den Formen ihrer Ideale willig die Gestalt geben, in welcher dieselben mit den gesicherten Resultaten einer wirklich „exakten" Wissenschaft harmonisch zusammenstimmen, und dadurch allen ihren Gliedern, auch den jetzt leider von socialistischen Agitatoren verhetzten, verbitterten und verblendeten, diese Ideale zum festen Eigenthum machen und zur unversiegbaren Quelle edler Geisteskräfte und Geistesfreuden.

Anmerkungen.

¹) G. P. Weygoldt hat in seinem vortrefflichen Buche „Darwinismus, Religion und Sittlichkeit", zwar nicht Legalität und Sittlichkeit verwechselt, wohl aber die Legalität als eine niedere Stufe der Sittlichkeit bezeichnet. Ich glaube, daß man das Wort „Sittlichkeit" in zu weitem Sinne faßt und der etymologischen Ableitung des Wortes eine zu große Bedeutung beilegt, wenn man die Legalität, die doch nur das äußere Verhalten betrifft, schon zur Sittlichkeit rechnet.

²) Daß auch auf Goethe's naturphilosophische Ansichten die Descendenzlehre sich mit Recht berufen und stützen kann, scheint mir unzweifelhaft zu sein, trotzdem daß J. Th. Cattie („Göthe ein Gegner der Descendenzlehre") einige Schlußfolgerungen Häckel's aus Göthe's Aeußerungen als übereilte oder übertriebene erwiesen hat.

³) Rudolf Schmid, die Darwin'schen Theorien und ihre Stellung zur Philosophie, Religion und Moral. Stuttgart 1876.

⁴) Vgl. auch M. W. Drobisch: „Die Stellung des Menschen zu der Natur ist eine ganz andere als die aller übrigen beseelten Geschöpfe der Erde ..... Mühsam und nur mit Hülfe der Erwachsenen erlernt das Kind den Gebrauch seiner Glieder, und länger als bei allen Thieren ist seine Lehrzeit, um nur für die nöthigsten Verrichtungen des Lebens geschickt zu werden ..... Das menschliche Wissen und Können wächst nicht in allen Individuen, wie Blüthe und Frucht der Pflanzen aus dem Samen, in gleichmäßiger Weise heraus; die menschlichen Individuen gelangen nicht, wie die Thiere einer und derselben Gattung, zu den gleichen Fertigkeiten; vielmehr bewirken in den einzelnen Menschen die eigenthümlichen Anlagen, die Stellung in der Gesellschaft und die Lebensgeschicke die allergrößten Verschiedenheiten in der Ausbildung ihrer leiblichen und geistigen Kräfte. Der Mensch ist, was sich von keinem Thiere sagen läßt, durch und durch ein geschichtlich gebildetes und sich fortbildendes Wesen".

⁵) Daß, um dies hier beiläufig zu bemerken, zur Ausbildung des menschlichen Selbstbewußtseins die Sprache Vieles beigetragen hat, kann nicht bezweifelt werden, nachdem erst neuerdings Lazarus die gegenseitige Förderung von Geist und Sprache nachgewiesen hat. Aber wenn Häckel sagt, daß „mit

der Sprache sich die Vernunft einfand", so ist das weit über's Ziel hinausgeschossen; denn ohne das Vorhandensein einer mehr oder weniger vernünftigen Begriffsbildung ist die Entstehung und Bildung einer gegliederten Sprache, wie sie der Mensch besitzt, undenkbar. (Vgl. die sprachwissenschaftlichen Essay's von Max Müller, O. Peschel's Völkerkunde, u. A.)

6) Dr. P. Rée, der Ursprung der moralischen Empfindungen. — Fr. Nietzsche, Menschliches, Allzumenschliches. —

7) Abschiedspredigt. Jena 1876.



Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(528)



